



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

20. JAHRGANG  
JULI - SEPT. 1991



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler  
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand,  
Dipl.-Ing. U. Gräf, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm  
Druck: Konradin Druck · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen  
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck  
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

## Inhalt

Hermann Diruf		
Die Johanniterkommende Rohrdorf		113
Uwe Gross		
Vom Versuch, einen tönernen Kochkessel nachzuahmen		120
Norbert Bongartz		
Denkmalpflege mit Kurskorrekturen		
Oder: Erhaltung ja, aber wie?		
Am Beispiel des Spitals von Kloster Bronnbach		124
Manfred Rösch		
Moore im Raum zwischen Natur- und Denkmalschutz – ein Plädoyer		132
Wolfgang Seidenspinner		
Historische Wiesenwässerung im Teinachtal		
Relikte der Agrar- und Technikgeschichte zwischen Funktionsverlust und Zeugniswert		136

**Titelbild:** Johanniterkommende Rohrdorf, Kleiner Saal (heute Trauzimmer). Die Wandmalerei an der Ostwand zeigt einen Orientalen in Rückenansicht. Zum Beitrag Hermann Diruf: Die Johanniterkommende Rohrdorf



## Hermann Diruf: Die Johanniterkommende Rohrdorf

Auf einer steilen Anhöhe oberhalb der Nagold liegt die ehemalige Johanniterkommende von Rohrdorf. Auch heute noch bestimmt der mittelalterliche, vielschichtige Baukomplex die Ortsmitte. Die Anlage besteht aus einer Simultankirche mit zwei Ordenshäusern, dem sogenannten Alten Bau, und der Kaplanei. Gegenwärtig sind in dem umgebauten Gesamtkomplex die Gemeindeverwaltung, ein Kindergarten und ein kleiner Gemeindeforum für die katholische Kirche untergebracht. Von beiden Ordensgebäuden wurde vor der Instandsetzung nur die Kaplanei oder der Neue Bau als Rathaus genutzt. Der bereits als Ruine auf uns gekommene Alte Bau war auch in den letzten Jahren zusehends dem Verfall anheimgegeben.

In das engere Blickfeld der Denkmalpflege kam die Kommende Ende der 1970er Jahre. Anlaß waren die Nutzungswünsche der Gemeinde Rohrdorf, die Räumlichkeiten für ihre sich vergrößernde Verwaltung suchte. Zu berücksichtigen war der Wunsch, in den alten Bau neben Verwaltungsräumen auch einen Gemeindeforum für die Kommune zu integrieren. Erste restauratorische Voruntersuchungen ergaben, daß beide Kommende-Gebäude künstlerisch reicher ausgestattet waren als zunächst angenommen. Obwohl der Alte Bau in einem äußerst desolaten Zustand war, konnte der Verlust an originaler Bausubstanz bei dem umfassenden Umbau dennoch relativ gering gehalten werden. Doch sind manche Detaillösungen, die überwiegend aus Nutzungszwängen resultieren, als unbefriedigend anzusehen.

Die Geschichte der Rohrdorfer Kommende geht bis ans Ende des 13. Jahrhunderts zurück. Aus dieser Zeit sind umfangreiche Schenkungen an den Johanniteror-

den bezeugt, die offenbar den wirtschaftlichen Grundstock für die Kommende bildeten. Weitere Erwerbungen und Ankäufe von Besitzungen in der näheren Umgebung kamen im 14. Jahrhundert hinzu. Während der gotische Kirchenbau bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann, weiß man über den Baubeginn eines ersten Ordenshauses wenig. Bis heute liegen bauarchäologische Untersuchungen zu diesem Fragenkomplex nicht vor. Erst 1430 wurde, wie ein Wappenstein über dem Westeingang belegt, unter dem Komtur Johannes von Weitingen ein viergeschossiges Wohnhaus errichtet, das Ende des 15. Jahrhunderts 26 Schlafstellen für Ordensmitglieder aufwies. Doch die wirtschaftliche Kraft des Ordens muß auch nach der Reformation so groß gewesen sein, daß ein weiteres Gebäude, die Kaplanei, 1595 errichtet werden konnte. Nach Westen und Norden schloß sich ein Wirtschaftshof an, der sich nur noch an den verbliebenen Gebäude- und Parzellenfluchten ablesen läßt. So gehörten zum Bestand des Hofes ein abgebrochener Scheunenbau des 16. Jahrhunderts, auch als Zehntscheune benannt, und eine weitgehend überbaute „Schaffnerei“ im Südwesten sowie inzwischen abgebrochene Gebäude wie ein Viehhaus, mehrere Stallungen und ein Waschhaus zur Nagold hin.

Bis zur Aufhebung der Kommende im Zuge der Säkularisation sind wiederholte Streitigkeiten über die Benutzung der katholischen Kirche für evangelische Gottesdienste belegt. Erst der Erweiterungsbau von 1742 an die bestehende Kirche nach Westen schuf für die evangelische Gemeinde Abhilfe. Der Chorbogen der mittelalterlichen Kirche wurde zugemauert, Schiff und Erweiterungsbau der evangelischen Gemeinde zugeschla-



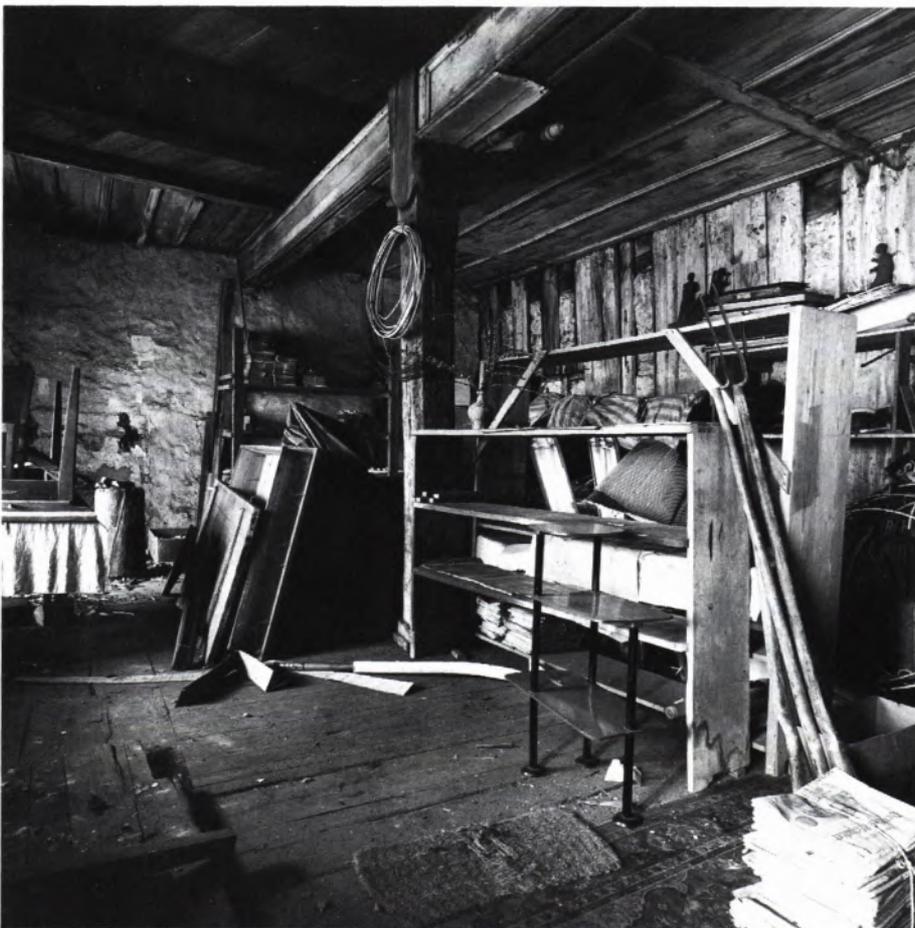
2 DIE JOHANNITERKOMMENDE von Nordosten, vor der Instandsetzung.

gen. Der Chor der Altkirche blieb dem katholischen Gottesdienst vorbehalten.

Mit der Säkularisation nahm Württemberg 1805/06 von der Kommende Besitz. Bereits 1811 erfolgte nach Verkauf an Privat nur wenige Jahre später (1826) der weitgehende Abbruch des Alten Baus von 1430. Die Kaplanei blieb dagegen in ihrem Bestand erhalten. Nach weiteren sieben Jahren (1833) ging die Ruine mit Keller,

Hof und Gemüsegärtchen in den Besitz der Gemeinde über.

Soweit heute bekannt ist, lag der Rohrdorfer Kommende kein einheitlicher Baugedanke zugrunde. Als Grundausstattung waren die Kirche nach Süden, direkt daneben das anspruchsvolle Ordenshaus, der Alte Bau, und Wirtschaftsgebäude an der Westseite der Anhöhe angelegt. 1595 kam, wie erwähnt, der Kaplaneibau nach We-



3 KLEINER SAAL, heute Trauzimmer, vor der Instandsetzung; Aufnahme 1985.

sten hinzu. Hospitalbauten für Pilger und Kranke, wie man sie aus der Zeit der Kreuzzüge und später kennt, sind für Rohrdorf nicht belegt. Die Anlage diente offenbar als Liegenschaftsdomäne für die Zulieferung an die zentrale Verwaltung, um die umfangreichen kriegerischen Unternehmungen des Ritterordens im Mittelmeerraum gegen die Türken finanzieren zu können.

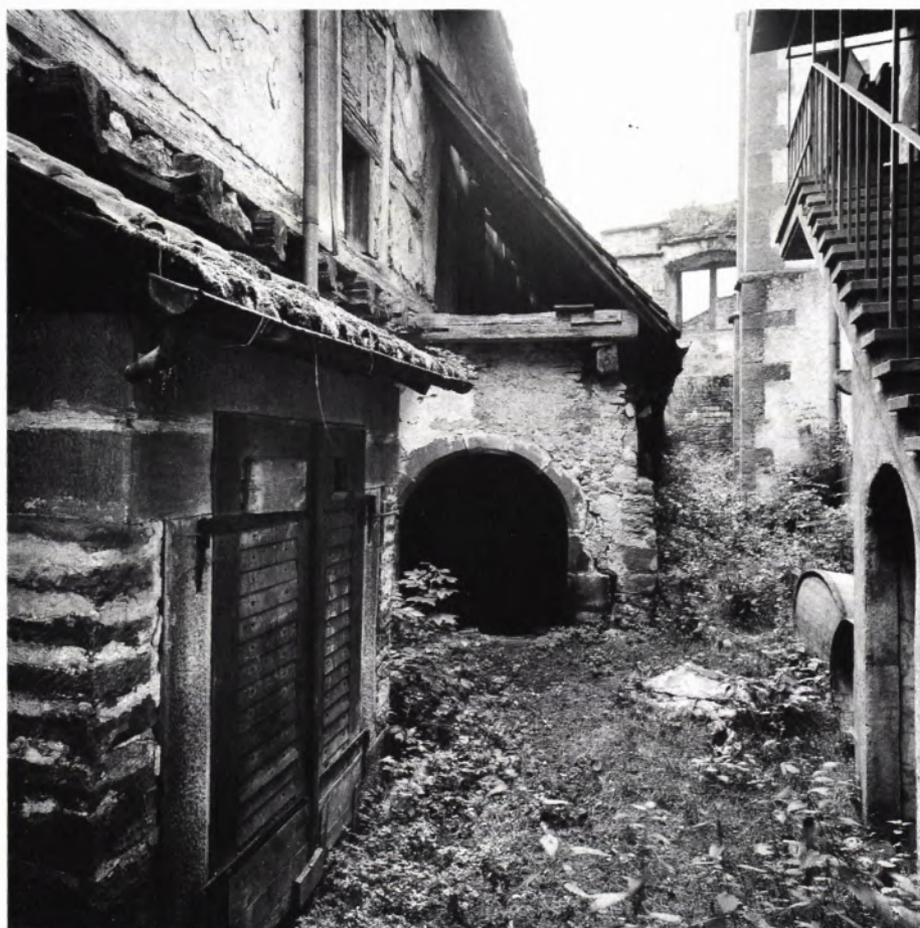
Die ursprüngliche Höhe der alten Kommende war beachtlich. Mit der Nordschiffwand der Kirche direkt verbunden, zeigt sie einen trapezförmigen Grundriß, der an der Polygonalbrechung des Kirchenchors im Osten ansetzt und mit dem kurzen, alten Schiff im Westen abschließt. Noch jetzt sind an der nördlichen Außenwand der Kirche drei Reihen von Steinkonsolen für die Deckenaufleger der Balken zu sehen. Kirche und Komturei müssen eine bauliche Einheit gebildet haben, die weniger in ihrer Ausdehnung als in ihrer aufstrebenden Größe harmonierte. Nach dem Verkauf an Privat 1826 erfolgte der Teilabbruch und mit ihm die Reduktion auf zwei Geschosse. Auch die ursprüngliche Tiefe des Gebäudes wurde auf die Hälfte reduziert und mit einem Satteldach abgedeckt. Diese Maßnahme führte zur Freistellung zwischen Kirche und Altem Bau. Nur die offengelegten Kellerhalse zur Kirchenseite schirmte man mit Pultdächern gegen Witterungseinflüsse ab.

Die besondere Ausstrahlung der Alten Kommende wird auch heute noch außen wie innen deutlich. So sind an der Nordwand profilierte, dreigestreifte Steinfenster im Wechsel mit zweiteiligen eingesetzt, die in den dahinterliegenden Räumen anspruchsvolle Wohnkultur vermuten lassen. Im Inneren der verbliebenen

Räume haben sich tiefe Fensternischen mit Resten von Sitzbänken erhalten, die ebenfalls auf einen hohen Wohnkomfort schließen lassen. Aufgedeckte Spuren von Wandmalereien an vielen Putzwänden unterstreichen diese Vermutung.

Auf einen überraschenden Fund stieß man im ersten Obergeschoß. In dem kleinen Saal an der Nordwestecke, in Größe und Belichtung ähnlich dem im Erdgeschoß, hatte sich eine originale Ausstattung von hohem künstlerischem Wert erhalten. Neben den tiefen Sitznischen mit den dreigestreiften Steinfenstern an beiden Außenwänden fand sich eine hölzerne Einschubdecke mit Unterzug und geschnitzter Mittelstütze. Wie Holzdübel zeigten, waren die Wände halbhoch mit Wandpaneelen verkleidet, die bis in die Sitznischen hineinführten. Der gesamte Raum besaß eine Ausmalung, die bei der restauratorischen Voruntersuchung an der raumhohen Holzwand nach Süden in Spuren zutage kam. An der Ostwand befand sich ein Kamin, von dem jedoch nur noch die rückwärtige Feuerungsöffnung und ein Rauchabzug zeugen.

Der größere Teil der Kommende diente im 19. Jahrhundert den Privateigentümern als Magazin. Die Räume waren in dieser Zeit durch Querschwerkwände in Ober- und Untergeschoß aufgeteilt. Die noch erhaltenen Leistenfelderdecken und tiefen Sitznischen lassen auch hier auf eine ursprünglich anspruchsvolle Nutzung schließen. Der archivalische Hinweis aus dem Jahre 1686 auf eine Klosterküche mit laufenden Brunnen, Archiv- und Vorratsräumen im untersten Stockwerk erhärtete diese Vermutung. Bei den Umbauarbeiten kam an der Ostwand des ersten Obergeschosses der



4 FREIRAUM zwischen „Alter Kommende“ und Kirche vor dem Umbau, links überdachte Kellerhalse; Aufnahme 1984.



5 KLEINER SAAL, heute Trauzimmer, Wandmalerei an der Ostwand: Springende Einhörner, rechts Orientale mit Speer.

vermauerte Herd mit Resten der Rauchhaube und des Kamins zum Vorschein.

Der Notdachstuhl, der nach dem Abbruch der Komende über den rudimentären Bau (1826) aufgeschlagen worden war, stammt – wie sich zeigte – vom mittelalterlichen Kommendenbau. Aufgrund der dendrochronologischen Datierung wurden die Hölzer 1429/30 gefällt.

Nach heutigem Kenntnisstand wurde das alte Komendengebäude im Laufe des 15. Jahrhunderts errichtet. Doch um 1561 muß ein entscheidender Umbau im Inneren stattgefunden haben, der die alte Raumstruktur zumindest in den zwei verbliebenen unteren Geschossen entscheidend veränderte. Die Jahreszahl ist im Kaminsturz des kleinen Saals im ersten Obergeschoß eingeschlagen.

In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist auch die äußerst feine, ja höfisch elegante Malerei des aufgedeckten Bildprogramms zu setzen, das die Oberzone der Wände des kleinen Saals, des heutigen Trauzimmers, schmückt. Auf Jagdszenen mit Hunden, Hasen und Wildschweinen folgen Darstellungen von Affen und Einhörnern. Daneben finden sich unterschiedlich charakterisierte Männergestalten, Orientalen und Jäger oder Ritter des Johanniterordens. Ein mehrfach gegliedertes farbiges Band verläuft parallel zur Decke und schließt die Malerei horizontal nach oben ab. Plastisch gefaßte Marmorsäulen in den Raumecken und eine Scheinkonsole bilden vertikale Zäsuren. Ein Gerüst von grazilen Ranken- und Blütenornamenten umspielt und verbindet die Figuren und Tiere lose miteinander und nimmt zugleich die Bewegungsmotive der sich jagenden und flüchtenden Gestalten auf. Bei der von Affen flankierten Järgestalt über dem Zugang verfestigen sich die Ranken zur Kartusche. An der Westwand über Tür- und Fensternische sind zentrisch zwei männliche Figuren angeordnet, von denen die eine zur „Jagd“ bläst, die andere, eine Rückenfigur mit Flinte und begleitenden Hunden, ausschreitet. Daneben kommen springende Hunde und Hasen vor, aber auch zwei an den Ranken sich festhaltende Affen. An der Nord-

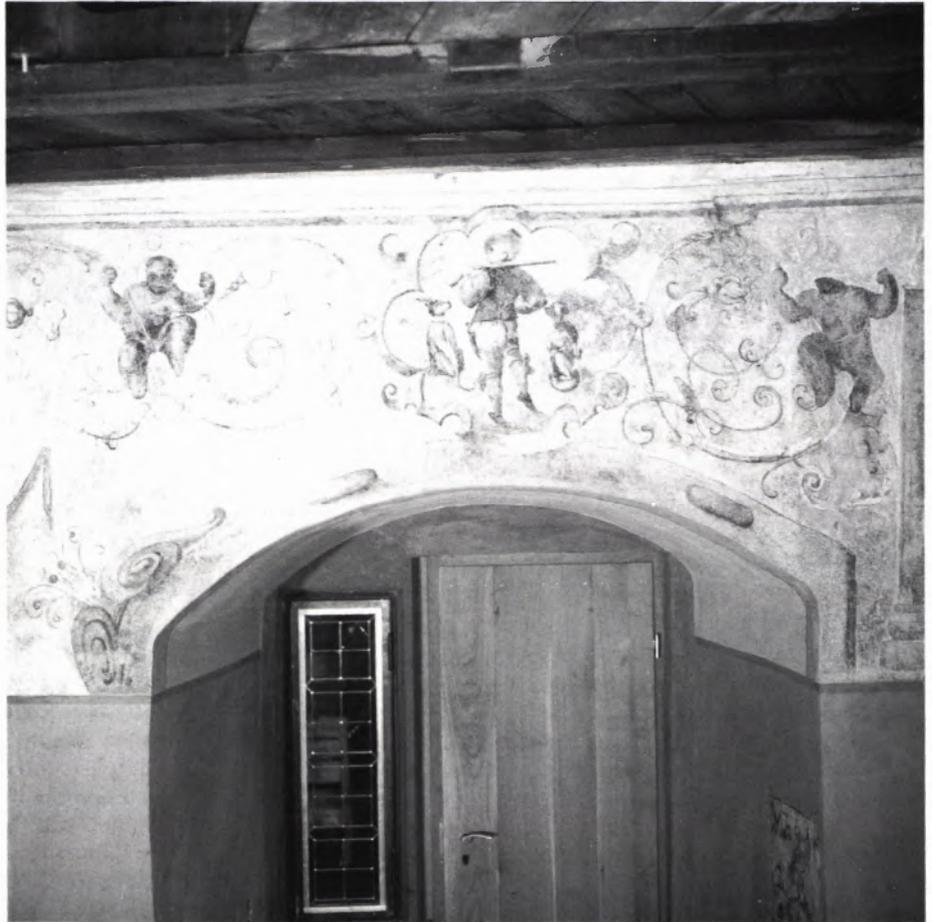
wand sind von West nach Ost vier Szenen zu erkennen: eine von zwei Hunden verfolgte Hirschkuh mit einem voraus flüchtenden Wildschwein, ein von zwei Hunden gehetzter Hirsch, ein Stier, der von einem Jäger mit hoch erhobenem Beil erlegt wird, und ein flüchtender Fuchs.

Die an der südlichen Bohlenbretterwand ehemals vorhandene Malerei ist nur noch in Bruchstücken erhalten, hier lassen sich bis auf einen Falkner und Hunde weitere Einzelszenen nicht mehr verifizieren. Die wohl eindruckvollste Szene ist an der Ostwand zu verfolgen: Spiegelbildlich angeordnete springende Einhörner werden von zwei Orientalen mit Speeren bedroht; links eine Zweiergruppe, deren Handlung nicht eindeutig lesbar wird, so ein in zeitgenössischer Tracht gekleideter Mann mit einer nur noch fragmentarisch erhaltenen Figur.

In der malerischen Durchführung ist eine gewisse stilistische Uneinheitlichkeit zu beobachten. Sind die Tiere und das Rankenornament relativ flächig bzw. reliefhaft aufgefaßt, so sind die Männerfiguren teilweise überraschend plastisch unter Berücksichtigung von Licht- und Schattenwirkung gemalt. Es bleibt nicht auszuschließen, daß hier mehrere Hände am Werk waren.

Obwohl von der restlichen historischen Ausstattung des Raumes heute nur noch wenig vorhanden ist und die Möblierung des Trau- und Arbeitszimmers den gewonnenen Raumeindruck beeinträchtigt, bleibt die wandbeherrschende Ausmalung des späten 16. Jahrhunderts eindrucksvoll. Die darin intendierte, allegorisierte Tendenz wird spätestens bei der näheren Betrachtung der Einhörner mit den beiden spießbewehrten Orientalen deutlich. Die höfischen Gepflogenheiten zuzuordnenden Jagddarstellungen gewinnen hier eine metaphysische Dimension im Hinblick auf den Orden und seine ruhmreiche Geschichte. Vordergründig als Einhornjagd geschildert, gilt das Fabelwesen sowohl als Symbol für Christus selbst als auch als Sinnbild für die christliche Tugend der Reinheit. So läßt sich das Tier allegorisch als Sinnbild für die ritterlichen Ideale des Johanniterordens verstehen. Darüber hinaus spiegelt diese Szene

6 KLEINER SAAL, Wandmalerei an der Westwand: Jagdszene mit Affen.



7 KLEINER SAAL, Wandmalerei an der Nordwand: Jagdszene mit Hunden und Stier.



den jahrhundertelangen Kampf des Ordens gegen den Türkenansturm aus dem östlichen Mittelmeer. Auch in den übrigen Jagdszenen sind die Anspielungen auf die Rolle der Johanniter in der Zeitgeschichte erkennbar. So stehen Hund und Stier für Treue und Gewalt, das Traubenmotiv weist auf die Opferbereitschaft des Ordens hin, und die Affen sind als Sinnbild des Bösen sowie der niederen Instinkte im Menschen aufzufassen.

Wie Reste einer unter dieser Malerei liegenden Schicht vermuten lassen, hat dieses Bildprogramm zwei spätgotische Ausmalungen, offenbar des 15. Jahrhunderts, abgelöst. Es handelte sich um spätgotische Ranken- und Blattwerkdarstellungen, aber auch um Maßwerkmalereien, die überwiegend an den tiefen Fensterlaibungen, aber auch großflächig im Untergeschoß aufgebracht waren. Die nur fragmentarisch erhaltenen Zonen sind in einem zarten Malachit- und kräftigem Rotton gehalten. Ein besonders eindrucksvolles Detail aus der frühen Zeit der Alten Kommende ist über dem Kellerabgang zum heutigen „Ratskeller“, nämlich ein illusionistisch gemaltes Fenstergitterwerk mit einer grün gehaltenen Quadermalerei, zu sehen.

Eine nicht ganz so reichhaltige Ausstattung der Innenräume muß für den 1595 gebauten Kaplaneibau angenommen werden. Restauratorische Voruntersuchungen fanden hier nur partiell statt, da, mit Ausnahme eines getäferten Zimmers im ersten Obergeschoß, hier weder nennenswerte Eingriffe noch Sicherungen an den Decken und Wänden notwendig waren. Bauherr war vermutlich Weiprecht von Rosenbach, der bis 1600 in Rohrdorf als Komtur waltete.

Der zweigeschossige, L-förmige Putzbau mit hohem Sockelgeschoß über der Talseite zeigt eine klar gegliederte Fassade zum ehemaligen Johanniterhof. Profilierter, zweiteilige Steinfenster lassen, paarweise gesetzt, große Wandpausen frei. Als Blickfang wirken ein polygonaler Steinerker an der Nordwestecke und die gewölbte Tordurchfahrt zum kleinen Innenhof. Die Kaplanei schließt nach Süden an den jüngsten Teil der Kernanlage an, die 1742 errichtete evangelische Kirche. Starke bauliche Veränderungen kennzeichnen das Gebäude im Inneren. So fehlen im Erdgeschoß Querwände, die wegen der Umnutzung als Kindergarten herausgenommen wurden. Die einzige Verbindung zwischen Altem Bau und Kaplanei stellte ein Treppenhaus her, das zwischen der Kirche und den beiden Kommendenbauten liegt. In jüngerer Zeit kaum mehr benutzt, diente es der Ortsfeuerwehr zur Schlauchtrocknung. Statt dessen war im 19. Jahrhundert auf der gegenüberliegenden Hofseite ein Treppenhaus angebaut, das Kommende und Kaplanei erschloß. Der Dachraum mit einem liegenden Dachstuhl aus der Erbauungszeit war ähnlich wie die Böden im benachbarten Kirchbau für die Lagerung von Früchten vorgesehen.

Obwohl sich die Aufgabe, die Ruine des Alten Baus in ihrer historischen Vielschichtigkeit wieder in den Kreislauf zwischen Kirche und Kaplanei einzubinden, als äußerst komplex und schwierig herausstellte, muß das gefundene Ergebnis als positiv angesehen werden. Zu berücksichtigen war der Wunsch nach einem angemessen großen Gemeindesaal, einem Trauzimmer und weiteren Räumen für die Verwaltung sowie nach Räum-

8 KLEINER SAAL, Wandmalerei an der Nordwand: Jagdszene mit Hirschkuh und Wildschwein.



lichkeiten für die Ortsvereine. Die katholische Kirchengemeinde wollte als Teileigentümerin des Altbaus auf einen kleinen Raum mit Foyer des Untergeschosses nicht verzichten. Um das Nutzungsprogramm überhaupt bewältigen zu können, mußte der offene Raum zwischen Kirche und Altem Bau in die Planungsüberlegungen einbezogen werden, was dahingehend gelöst wurde, daß über den Gesamtbau ein größeres Satteldach gestülpt wurde.

Erhebliche Zwänge ergaben sich aus dem baulichen Zustand des Gebäudes selbst und dem teilweise nicht mehr tragfähigen Stützensystem in beiden Geschossen. Die Notwendigkeit, einzelne Stützen zu stabilisieren, Unterzüge zu reparieren und die mittelalterlichen Holzpfiler wieder einzubauen, stellte sich in der ersten Phase der Sanierung heraus. Umfangreiche Sicherungs- und Reparaturarbeiten kamen im Bereich der Holzbalkendecken hinzu. Nach sorgfältiger Abwägung konnte die Bauherrschaft überzeugt werden, den umgebauten mittelalterlichen Dachstuhl zu erhalten und in den neuen Dachstuhl zu übernehmen. So wurde mit großem handwerklichem Geschick das Dachwerk von 1430 in das obere Dachstuhldrittel integriert.

Im Inneren galt es, die völlig verwahrlosten Räume wiederherzustellen und ihre ursprüngliche Qualität sichtbar zu machen. So wurde das unterschiedliche Niveau der Böden ausgeglichen und die teilweise verlorengegangenen Felderdecken im alten Küchenbereich, dem heutigen Ratssaal, ergänzt. Die wiederaufgedeckte Herdnische der alten Küche an der Ostwand des Saals wurde gesichert, der niedrige Herdblock geringfügig ergänzt. Zur Dokumentation dieses überraschenden Fundes liegt eine verformungsgetreue Bauaufnahme vor.

Der kleine Saal ist der originalste und eindrucksvollste Raum der alten Kommende. Unter großem restauratorischem Aufwand waren die sich ablösenden Malerschichten zu sichern. Ebenso waren die weitgehend verlorengegangenen Sitzflächen in den Fensternischen zu ergänzen und die Holzeinschubdecke an den Fehlstellen zu schließen. Das aufgedeckte Bildprogramm mach-

te es notwendig, die verlorenen Wandpaneele zu einem Teil in einfacher Form zu ersetzen. Auf eine Rekonstruktion der partiell vorhandenen Felderdecke wurde verzichtet. Da von der Altverglasung der spätmittelalterlichen Fenster keine hinreichenden Erkenntnisse zu gewinnen waren, wurde für fast alle Öffnungen eine einfache Bleiverglasung in Rechteck- und Rautenscheiben gewählt. Die vorgefundenen Malereien im Untergeschoß, überwiegend Rankenmotive, wurden restauratorisch gesichert und – mit Ausnahme im kleinen Gemeinderaum der katholischen Kirche – wieder übermalt.

Im Kaplaneibau stellte sich die Aufgabe anders. Hier bestand das Ziel darin, die vorhandenen Räume in ihrer vorgefundenen Gestalt zu belassen. Lediglich in einem kleinen Raum im ersten Obergeschoß, in dem sich ein Teil der alten bemalten Wand- und Deckentäfer erhalten hatte, waren restauratorische Reinigungs- und Sicherungsarbeiten notwendig. Das graugefaßte Täfer mit seinen dunkel abgesetzten Leisten, Blättergirlanden und Rosen erhielt so seine farbige Leuchtkraft zurück. Die Ausstattung ist vermutlich mit dem Bau um 1600 entstanden.

Mit dem Umbau und der Instandsetzung der Kommende, die ohne die Hilfe des Sonderprogramms der Denkmalpflege nicht hätte verwirklicht werden können, wurde ein wichtiges Zeugnis der Geschichte des Johanniterordens für die Zukunft bewahrt.

#### *Literatur:*

E. Bürkle: Ortschronikbeiträge zur Heimatgeschichte. In: Bürgerblatt der Gemeinde Rohrdorf, Jg. 1963–1968 und 1984–1985.

Hildegard Heinz: Die Johanniterkommende Rohrdorf, Stuttgart 1987.

*Dr. Hermann Diruf*  
*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege*  
*Durmshheimer Straße 55*  
*7500 Karlsruhe 21*

## Uwe Gross: Vom Versuch, einen tönernen Kochkessel nachzuahmen

In einem der letzten Hefte dieser Zeitschrift (Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 19, 1990, S. 180–183) konnte über das Fragment einer Metallschüssel des ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalters berichtet werden. Es wurde in diesem Zusammenhang deutlich auf die verschiedenen Möglichkeiten der Wiederverwendung beschädigter Stücke hingewiesen, aus der sich die Seltenheit solcher Gefäße im heutigen archäologischen Fundstoff erklärt. Hier soll nun anhand eines Fundes aus der Wüstung Wülfigen bei Forchtenberg am Kocher, Hohenlohekreis, gezeigt werden, welche Anstrengungen man im Frühmittelalter unternahm, um nicht nur Gefäße aus wertvollem Metall durch billigere aus Keramik zu ersetzen, sondern um sogar deren eiserne Aufhängeketten durch schlichte Stricke oder Schnüre zu substituieren.

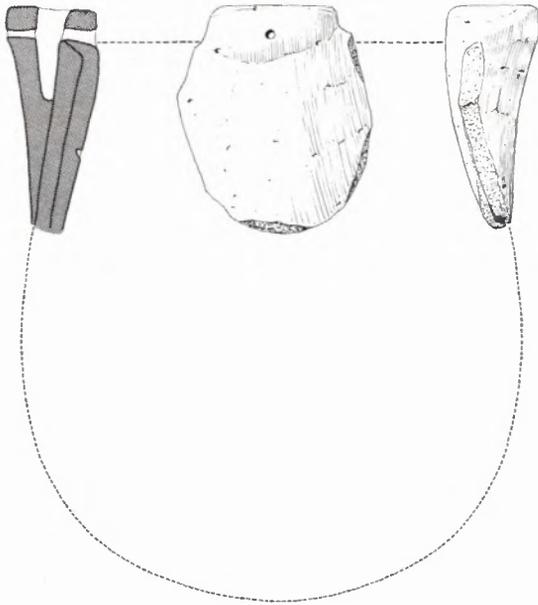
Die vom Straßenbau veranlaßten Grabungen der Jahre 1966 und 1967 in der abgegangenen Siedlung Wülfigen lieferten ein sehr reichhaltiges Fundgut von der Urnenfelderzeit bis ins ausklingende Hochmittelalter. Das hier vorgestellte, bisher unpublizierte Fragment kam bei Materialvergleichen zum Vorschein, die der Verfasser im Rahmen eines DFG-Projektes zur Erforschung der mittelalterlichen Keramik in Württembergisch-Franken anstellte.

Auf den ersten Blick könnte man das Stück (Abb. 1 u. 2), das aufgrund seiner Beschaffenheit zur Wülfiger

„nachgedrehten Keramik, Gruppe B“ des 8./9. Jahrhunderts zählt, für die Grifftülle eines flachen, pfannenartigen Behälters halten. Hohle Griffe sind nämlich keineswegs auf die kleinen Dreibeinpfännchen beschränkt, die in den Landschaften südlich des Mains im 13. Jahrhundert als spezielle Kochgefäße erstmals auftreten. Aus Bayern und Hessen gibt es Hinweise darauf, daß flachbodige Tüllengriffgefäße zumindest vereinzelt schon seit der Karolingerzeit verwendet wurden. Der Versuch, die ursprüngliche Stellung der Scherbe am Gefäß zu ermitteln, verriet schnell, daß in diesem Falle kein Griff der beschriebenen Art vorliegen konnte. Der Querschnitt der vermeintlichen Tülle, welche die ehemalige Gefäßwandung nur wenig überragt, ist oval; sie war daher nicht zur Aufnahme eines hölzernen Stiels (des eigentlichen Griffes) geeignet. Die Umschau in der Literatur erbrachte, daß man es hier mit der nicht ganz gelungenen Nachahmung eines sogenannten Schutzklappengefäßes zu tun hat. Diesen Gefäßtyp kennt man bisher nur aus weit von Wülfigen entfernten Regionen (Mitteldeutschland, Nord- und Ostseeküstenbereich, Südosteuropa). Die nicht vollendete Durchbrechung der Gefäßwandung von der Innenseite her erlaubte kein Hindurchführen eines Aufhängestrickes, wie das ursprünglich angestrebt war (Abb. 3). Bei den richtigen Schutzklappengefäßen sollte die brennbare Aufhängung aus organischem Material (Strick) auf der Außenseite durch die „Tülle“ möglichst weitgehend gegen Feuer geschützt werden. Dem in der Herstellung sol-

1 SCHUTZKLAPPENGEFÄSS aus Wülfigen, Innenseite (links) und Außenseite (rechts).





2 REKONSTRUKTION des Gefäßes (H. Fragment 9,5 cm).

cher Kessel wohl ungeübten Wülfinger Töpfer erschien die Durchbohrung der Gefäßinnenseite auf die notwendige Größe aber zweifellos zu gefährlich, daher brach er die Durchlochung vor der Vollendung ab. Stattdessen versuchte er, die Halterung durch eine Querperforation der „Tülle“ zu ermöglichen. Aber auch dies scheint nur teilweise geglückt zu sein, da nur das Loch auf der Innenseite die für einen Strick geeignete Größe besitzt.

Durch die ovale Ausformung der Öffnung sind zwei Fragmente aus dem thüringischen Markvippach (Abb. 4, 1-2) dem Wülfinger Fund nahe verwandt. Bei den Exemplaren aus dem frühmittelalterlichen Handelsplatz Haithabu an der Schlei bei Schleswig (Abb. 4, 4-6) und auch an einigen weiteren mittel- und norddeutschen Parallelen (Abb. 4, 3.8) treten stärker über den Gefäßrand hochgezogene Schutzklappen oder Ränder auf. Wie die seltenen besser erhaltenen Exemplare beweisen (Abb. 4, 3.7-9), muß die Gesamtform der Gefäße kugelig oder sackförmig gewesen sein, der Boden war zumeist gerundet.

Mit diesen Schutzklappengefäßen treten uns die Gegenstücke zu den viel kostbareren Metallkesseln des frühen Mittelalters entgegen, die der Archäologe bis auf die wenigen Ausnahmen in reichen merowingerzeitlichen Gräbern des 6./7. Jahrhunderts (in Baden-Württemberg z. B. das Grab der Dame von Donzdorf oder das Helmgrab von Gammertingen) kaum einmal fassen kann.

Bei der Schlichtheit der Konstruktion und der einfachen Herstellbarkeit wäre es verwunderlich, wenn sich in ganz Süddeutschland keine Parallelen zu dem Wülfinger Fragment ausfindig machen ließen. Zwar gibt es aus Fundorten südlich des Mains bislang keine Entsprechungen zu der ovalen Schutzklappe. Aber es sind doch einige funktionsgleiche, wenn auch etwas abweichend konstruierte Gefäße und Gefäßfragmente zu nennen. Die längs auf den Gefäßrand aufgesetzten, engen Ösenhenkel hat man nämlich gleichfalls als Aufhängevorrichtungen zu verstehen. Solche Bildungen

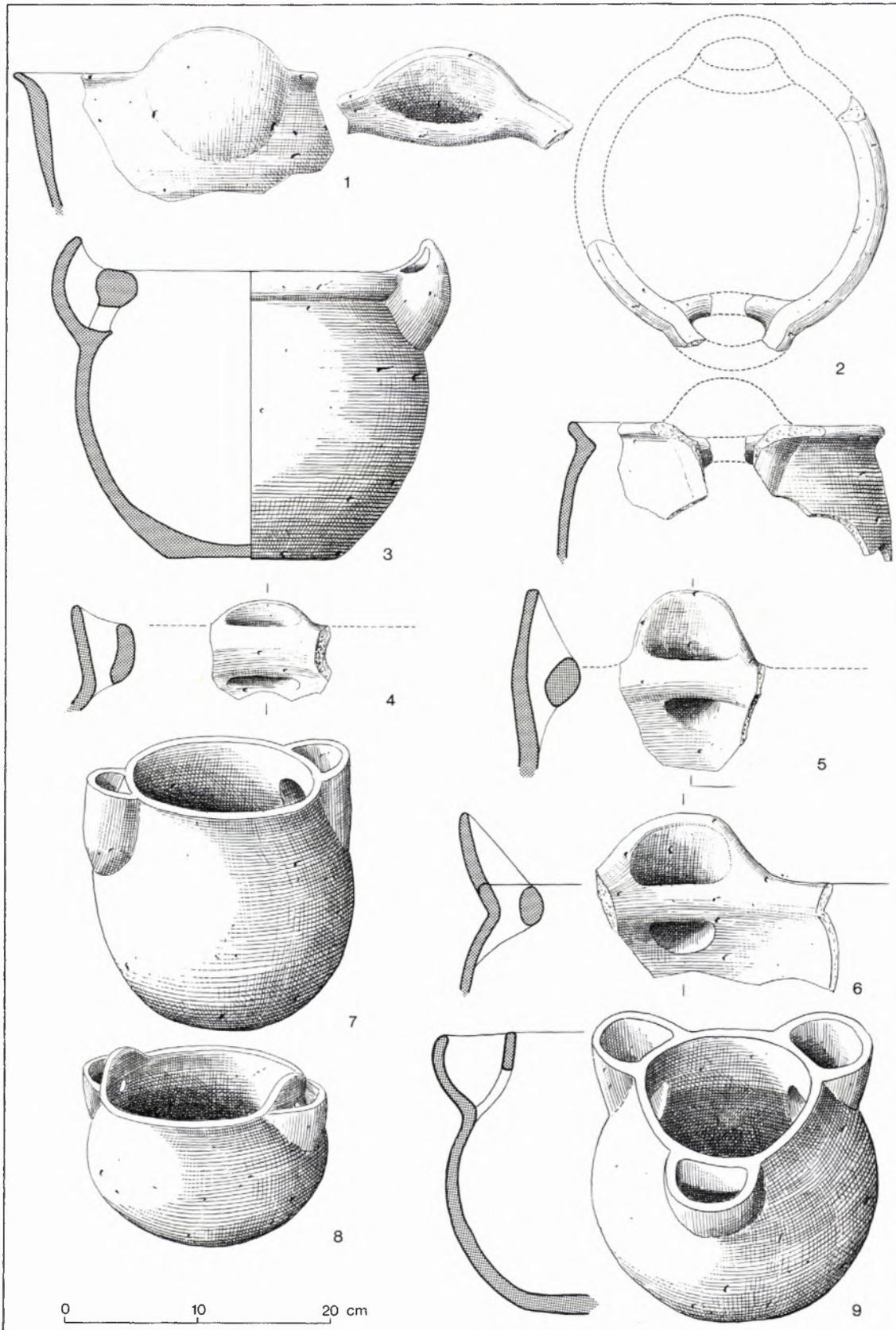
können für die Merowingerzeit aus einer Siedlung in Mannheim-Vogelstang (Abb. 5,1) und einem Grab im südhessischen Riedstadt-Crumstadt (Abb. 5,2), für die Spanne zwischen Karolingerzeit und Hochmittelalter aus Königsbronn im Kreis Heidenheim auf der östlichen Schwäbischen Alb (Abb. 5,4) und auch aus Wülfingen selbst (Abb. 5,3) angeführt werden.

Noch zahlreicher sind jene Stücke, bei denen der Gefäßrand anscheinend an zwei gegenüberliegenden Seiten nur mit dem Finger eingedrückt und dann durchbohrt wurde (Abb. 5,5-6). In diesen Fällen handelt es sich jedoch nicht um echte Henkel wie bei den vorgenannten Exemplaren. Bezeichnenderweise treten diese Aufhängungen nur an hartgebrannter Drehscheibenkeramik auf, bei der die Gefahr des Aus- oder Abreißens geringer war als beim „nachgedrehten“ oder handgemachten Geschirr, das die Schutzklappen bevorzugte.

Bei der Erörterung der Zeitstellung der echten Schutzklappengefäße muß auf einen Fund hingewiesen werden, der zumindest ihre Gleichzeitigkeit mit den Bildungen der Mannheimer Art (Abb. 5,1-4) bekräftigt, wenn nicht sogar ihr höheres Alter. Im thüringischen Schlotheim bei Mühlhausen fand man in einem Grab des frühen 6. Jahrhundert ein vollständiges Exemplar mit drei Schutzklappen (Abb. 4,9). Aufgrund des mitgefundenen Bechers vermutete man in dem rundbodigen Behälter eine Kanne. Beim Ausschchenken aus einer der

3 VERWENDUNG eines Schutzklappengefäßes.



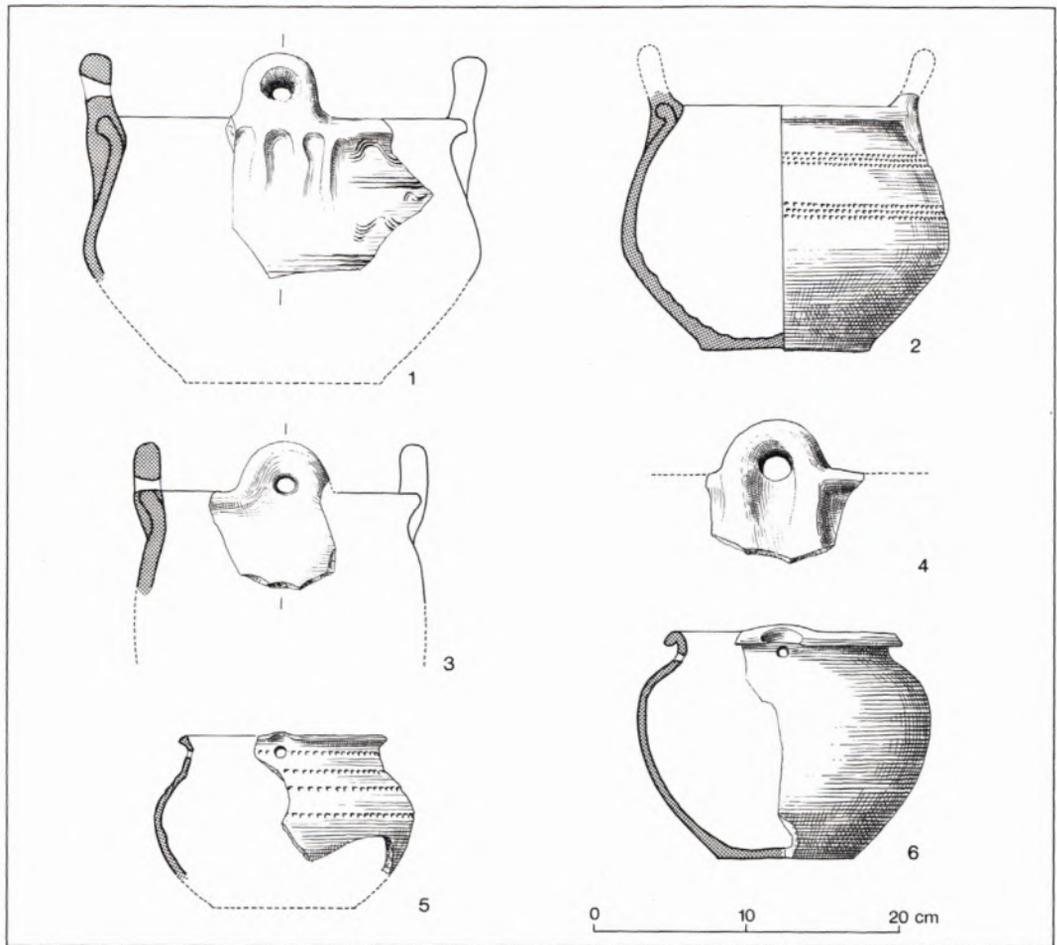


4 SCHUTZ-  
KLAPPEN-  
GEFÄSSE aus  
Markvippach  
(1.2), Wegeleben  
(3), Haihabu  
(4-6), Wurt Ezin-  
ge (7.8) und  
Schlotheim (9).  
M. 1:4.

„Tüllen“ wäre allerdings ein Winkel erforderlich, der den Inhalt in jedem Falle auch aus der großen, zentralen Öffnung austreten ließe! Außerdem zieht die „Tülle“, wie die Schnittzeichnung zeigt, nach innen ein, was beim Ausgießen ebenfalls sehr hinderlich wäre. Die ge-

samte Konstruktion einschließlich des rundlichen Bodens spricht also weit eher dafür, daß wir hier in diesem keineswegs reich ausgestatteten Frauengrab die älteste frühmittelalterliche Ausführung eines irdenen Kochessels vor uns haben.

5 HÄNGE-  
GEFÄSSE aus  
Mannheim-Vogel-  
stang (1), Ried-  
stadt-Crumstadt  
(2), Wülfingen (3),  
Königsbronn (4),  
Ensisheim, dép.  
Haut-Rhin (5),  
Hohenfels/Eifel  
(6). M. 1:4.



Das Schlotheimer Beispiel zeigt zum einen, daß man auch mit Schutzklappen zu rechnen hat, die nicht gegenständig angeordnet waren (die „Dreipunktaufhängung“ garantierte zwar größere Sicherheit gegen das Kippen des hängenden Gefäßes, dürfte dafür aber beim Hantieren während des Kochvorganges stärker gestört haben). Es unterstreicht weiter, daß zumindest den Thüringern tönerner Hängekessel seit dem 6. Jahrhundert bekannt waren. Nicht zuletzt lehrt es, daß die zerscherbten Funde von „Tüllen“ in Siedlungszusammenhängen keineswegs immer mit Kannen in Verbindung gebracht werden müssen. Die genaue Beachtung der Eigenheiten der Schutzklappen sowie eine umfassende und detaillierte zeichnerische Wiedergabe von Keramikfunden aus Grabungen wird künftig hoffentlich dazu führen, daß man mit dem Kochkessel einen wichtigen Bestandteil des früh- und hochmittelalterlichen Hausrates, den man bisher allein auf das archäologisch

kaum faßbare Metallgeschirr beschränkt sah, auch in seinen keramischen Ausführungen zahlreicher nachweisen kann. In Gestalt der Dreibeintöpfe, der tönernen Nachbildungen bronzener Grapen, ist dies für die Zeit ab dem 13. Jahrhundert schon lange gelungen.

#### Literatur

- M. Schulze, Die mittelalterliche Keramik der Wüstung Wülfingen, Stadt Forchtenberg, Hohenlohekreis. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 7 (1981) 7 ff.  
W. Hübener, Die Keramik von Haithabu (1959) 28; 100 ff.

Dr. Uwe Gross  
LDA · Archäologische Denkmalpflege  
Archäologie des Mittelalters  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1

# Norbert Bongartz: Denkmalpflege mit Kurskorrekturen Oder: Erhaltung ja, aber wie? Am Beispiel des Spitals von Kloster Bronnbach

Das im nördlichen Taubertal kurz vor Wertheim/Main gelegene ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach zählt derzeit zu den größten und prominentesten Baudenkmalen des Landes Baden-Württemberg, die vor einem drohenden Verfall bewahrt und instand gesetzt werden. Bronnbachs Besonderheiten sind die aus verschiedenen Bauzeiten stammenden Bauteile von der Romanik bis zum Barock und dem 19. Jahrhundert sowie das eindrucksvolle harmonische Miteinander der würdig gealterten Gebäude aus Rotsandstein und Putz.

Aus privater Hand 1986 vom Main-Tauber-Kreis erworben, werden nach und nach die meisten Gebäude des Klosters in ihrem Bestand gesichert und einer neuen Nutzung zugeführt, unterstützt mit Investitionszuschüssen des Landes aus dem Denkmalnutzungsprogramm.

Die Umnutzung und Ergänzung des Spitals zu einem Archivzentrum (Staatsarchiv Wertheim, Kommunalarchive und Kreisarchiv) geht als erster Bauabschnitt von vielen in diesem Jahr ihrem Ende entgegen. Der alles andere als geradlinige Weg zur Realisierung dieses Projekts zeigt uns, daß ein dem Denkmal am meisten dien-

1 BRONNBACH, SPITAL, *Giebelfront im Westen, Aufnahme 1971.*



liches Konzept auch in starkem Maß vom jeweiligen Kenntnisstand der Bau- und Veränderungsgeschichte des „Schützlings“ abhängig ist!

## *Die Anlage und die Veränderungen*

Der Spitalbau des Klosters Bronnbach (infirmarium; infirmus = der Schwache und Kranke) wurde für die (alters)schwachen und kranken Klosterinsassen (und Gäste?) um 1705 erbaut, wie die Jahreszahl über dem Eingang mitteilt. Das Bauwerk entstand an der Stelle des älteren Infirmariums, welches auf einem Merianstich mit Buchstaben h bezeichnet worden ist und offensichtlich wesentlich kleiner war. Reste dieses Vorgängerbaus wurden bei den Bauarbeiten nicht festgestellt, sieht man einmal ab von dem Fund zweier romanischer Rundbogenfries-Werkstücke, die im barocken Mauerwerk unsichtbar wieder verwendet worden waren und möglicherweise noch von diesem Vorgängerbau stammen.

Für den Neubau des Spitals war das Umfeld in starkem Maß verändert worden: Das ganze Erdgeschoß des benachbarten Konventbaus, der als Umbau und Aufstokung des Dormitoriums der Mönche seit 1674 deren (sämtlich beheizbare) Zellen enthielt, war mehr oder weniger aufgegeben worden – einschließlich des Kapitelsaals im Erdgeschoß! Es wurde durch umfangreiche Auf- und Anschüttungen, von Osten her gesehen, zu einem Untergeschoß degradiert, welches Licht und Belüftung nur noch in einem sehr eingeschränkten Maße erhielt.

Durch die Anhebung des Außenniveaus östlich des Konventbaus um Stockwerkshöhe konnte erstens nicht nur die Gefahr von Überschwemmungen in der Klausur durch den Klosterbach gebannt werden. Es wurde auch zweitens für das erste Zellenstockwerk des Konventbaus – eigentlich das 1. Obergeschoß – ein ebenerdiger Ausgang nach Osten geschaffen, eine Fensteröffnung wurde durch die barocke Zugangstür ersetzt. Zum dritten entstand anstelle zuvor terrasserter Außenanlagen nunmehr eine großzügige Platzfläche als Vorfeld des neuen Spitalbaus.

Der zweistöckig angelegte, längsgestreckte Steinbau wurde parallel zum Hangfuß gestellt und weicht infolgedessen reizvoll aus dem rechtwinkligen System der Klausurbauten durch seine Schrägstellung ab. Ob der Klosterbach an der Nord- oder (dieses ist wahrscheinlicher) an der Südseite des Spitals vorbeigeführt wurde, ließ sich wegen späterer baulicher Veränderungen dort nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Von den vier Fassaden des Spitals sind die West-, die Nord- und die Ostseite durch reichere Bauzier architektonisch ausgestal-

tet, ein Beleg für die hohe Wertschätzung dieses Gebäudes. Die vier Gebäudeecken und die Ecken des östlichen Kapellenanbaus wurden mit kräftigen, durchgequaderten Lisenen eingefasst, die, auf einem durchlaufenden Sockelvorsprung fußend, den Baukörper einrahmen und das Dachgesims optisch tragen. In den Wandflächen sind die Fenster in recht unterschiedlichen Achsabständen zueinander gesetzt. Da aber alle Fenster durch einheitlich profilierte Gewände und durch Segmentbogen-Giebel (im Erdgeschoß) bzw. Dreiecksgiebel (im Obergeschoß) betont sind, dieses unabhängig von den Raumfunktionen, erreichte der Architekt ein hohes Maß an Großzügigkeit und Ausgeglichenheit des Erscheinungsbildes.

Die als Schauffassade gestaltete westliche Giebelfront ist mit nur zwei Fensterachsen symmetrisch gegliedert, ergänzt und bereichert mit zwei Figurennischen (hl. Barbara und hl. Bernhard von Clairvaux), deren Anordnung im oberen Geschoß und erstem Dachgeschoß die Giebelfläche in die Gesamtfassade integrieren helfen. Der Giebel selbst – wie sein östliches Pendant – fußt auf kräftig modellierten, um die Baukörperecke verkröpften Verlängerungen des Traufgesimses und baut sich dreizonig mit kräftigen Schnecken, Voluten auf, in der oberen Zone mit spitzen, quasi bereits entrollten Enden bewußt dynamisch „in Aktion“ gesetzt, eine stilistische Fortentwicklung der zuvor üblichen, eher statisch gestalteten Renaissance-Giebel. Das Ereignishafte mancher hochbarocker Architektur wird am Spital nur hier spürbar.

Nach nur 20 Jahren wurde diese westliche Schauseite des Spitals durch einen Verlängerungsbau des Konventgebäudes weitgehend wieder abgedeckt, als nach der Errichtung des Josefssaals (Festsaal des Klosters) 1725 dessen Südfassade mit einem Ergänzungsbau flankiert wurde. Die dem „Saalgarten“ zugewandte Seite sollte schloßähnlich breit und symmetrisch erscheinen. Damit trat das Spital gewissermaßen ins zweite Glied.

Das Portal des Spitals (und dessen reduzierte Wiederholung an der Eingangstüre zum erdgeschossigen Saal) läßt in seiner Formgebung eine programmatische Aussage erkennen: Aus der Beobachtung, daß das umlaufende Profil der Türöffnung eine dahinterliegend erscheinende antikisierende Architektur teilweise verdeckt, darf man zu dem Schluß gelangen, daß der Gestalter den Eindruck eines bereits überformten älteren Portals hervorrufen wollte. In ihr sollte die ältere antike (heidnische?) Architektur bewußt nur als Hintergrund der eigenen (christlichen) Zeit erscheinen. In Entsprechung dazu steht wohl auch die Form der Portalbekrönung: der Segmentbogen-Giebel über der Türöffnung ist aufgesprengt, quasi ruinös dargestellt. Aus der Lücke erhebt sich eine ihrerseits mit Segmentbogen abgeschlossene Figurennische mit der Skulptur des hl. Josef, der den Jesusknaben auf dem Arm trägt. Sie läßt förmlich zu der Interpretation ein, daß das Christentum auf der Antike nach deren Überwindung aufbaut. Die Josefs-Darstellung ist sicher nicht nur als „bildliche Signatur“ des hier als Bauherr auftretenden Priors Josef Hartmann (1699 bis 1724) zu begreifen: Josef steht auch am Ende der Antike, Vertreter des alten Bundes, und hat Anteil am neuen Bund. In seiner Fürsorge als Pflegevater wird ein weiterer inhaltlicher Bezug zur Aufgabe des Spitals erkennbar.

Das markante, aber nicht überladene, außermittig sit-



2 SPITAL, Ansicht von Nordosten; Aufnahme um 1910–25.

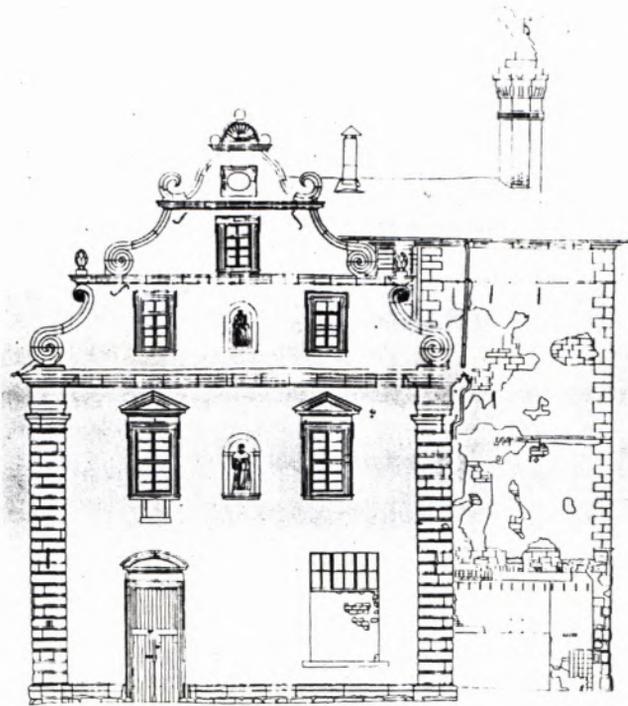
zende Barockportal führt von der Längsseite des Gebäudes in einen großzügig breiten Flur, der in die zweiläufige, nach oben führende Steintreppe überleitet. Den Raum zwischen Flur und westlichem Giebel füllen im Erdgeschoß und Obergeschoß je ein Saal, im Erdgeschoß mit sechs Kreuzgratgewölben auf zwei Mittelstützen, im Obergeschoß stützenfrei mit einer Flachdecke – ehemals ein tiefes Stuck-Spiegelgewölbe – wieder aufgehängt an zwei originalen Hängewerken im Dachstuhl.

Der übrige Grundriß gliederte sich in beiden Stockwerken in einen Mittelflur und je drei Räume zur Rechten und zur Linken, unterbrochen durch einen gerade nur fensterbreiten Querflur; im Erdgeschoß in Massivbauweise mit Gewölben, im Obergeschoß in Fachwerk ausgeführt. Über die ursprüngliche Nutzung der Räume im Erdgeschoß kann nur spekuliert werden: Sie waren Versorgungsräume, deren Nutzbarkeit als Apotheke, Aufbahrungsraum bis zur Badestube denkbar ist. Vom Mittelflur des Obergeschosses führt nach Osten eine Tür in den kleinen Kapellenraum, der über je eine Fensteröffnung mit den angrenzenden zwei Zimmern verbunden werden konnte. Die wieder freigelegten Fensteröffnungen waren zwischenzeitlich vermauert.

Nach Aufhebung des Klosters war das Spital zunächst offensichtlich einer privaten Wohnnutzung zugeführt worden: Der Kapellenraum wurde als Küche eingerichtet. Anstelle des (in die Klosterkirche verbrachten) Altars wurde eine offene Herdstelle, später ein geschlossener Herd eingebaut, dessen ursprünglichem Rauchfang die Mitte des qualitativollen Stuckgewölbes unwiederbringlich zum Opfer fiel.

#### *Ausgangssituation der Umnutzung*

Bei der Übernahme des Klosters durch den Landkreis war das Spital in einem aus denkmalpflegerischer Sicht unwürdigen, z. T. erheblich veränderten und auch heruntergekommenen Zustand; vielfältige Anbauten, ein hofseitiger breiter Schuppen, bergseitig ein zweistöckiger Anbau, aus dem sich ein hoher Mälzereiturm und ein runder Kamin auf hohem Sockel erhoben, hatten den Baukörper nicht nur verunklärt. In den Verknüp-



3 SPITAL, Ansicht von Westen, Bestandsaufnahme.

fungen waren auch viele Fenster ausgebrochen, verstümmelt oder vermauert worden.

Im Inneren hatte sich die im 19. Jahrhundert eingerichtete Klosterbrauerei zerstörerisch ausgewirkt: Das hohe Erdgeschoß war z. T. zweistöckig umgebaut, im Obergeschoß waren alle Fachwerkwände und die alten Decken entfernt, die bergseitigen Fenster vermauert, um dort Gerstensilos einzubauen. Schlanke Eisensäulen

4 SPITAL, Ansicht von Westen, Planung.



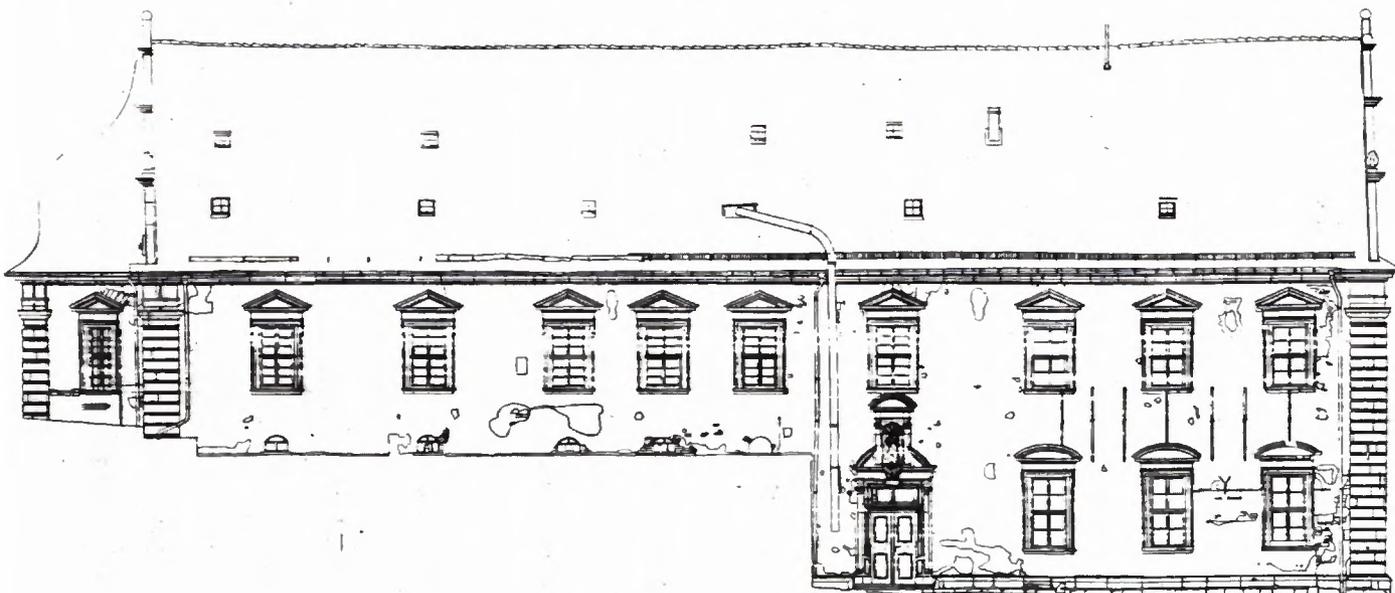
stützten die Decke über dem neu entstandenen Großraum ab. Das ursprünglich nicht genutzte Dach wurde zu Schüttdböden umgenutzt und der Dachstuhl zum Einbau von Beschickungsanlagen teilweise zersägt. Die Hängewerke des westlichen Dachteils waren abgetrennt, der Saal darunter mit ungeschlacht-rustikalen Holzstützen „ausgestattet“. Nach dem Ausbau der Silos und der technischen Einrichtung machte das Ganze den Eindruck eines eher schlechten Rohbaus denn den eines wertvollen Baudenkmals, bei dessen Neunutzung es um mehr als nur die Instandsetzung des Äußeren gehen werde.

#### Auf Umwegen zum Ausführungskonzept

Bestand bei allen Beteiligten die Einigkeit, daß das Spital, dessen Umbau zum Archiv von Anfang aller Überlegungen an feststand, denkmalgerecht erhalten bzw. instand gesetzt werden müsse, so führte der Weg der an der Planung Beteiligten erst über zwei verworfene Planungsansätze zum letztlich ausgeführten (dritten) Konzept:

Ein erstes Konzept sah die zweistöckige Nutzung der Haupträume zu Archivzwecken vor; im Dach sollten Büroräume installiert werden. Wegen der hier zu geringen Kopfhöhe sollte das Gebälk des Dachfußes entfernt und durch eine um ca. 50 cm tiefer gesetzte Decke ersetzt werden. Die restlichen Büros waren in einem reduzierten Obergeschoß vorgesehen; dort sollten über einer neuen Zwischendecke weitere Archivräume entstehen – ein sehr kompaktes Bauprogramm, nur wenig verträglich mit dem historischen Gebäude.

Nach der Ablehnung dieses Konzeptes wurde auf die Inanspruchnahme des Dachraums verzichtet, ein bergseitiger Bürotrakt konzipiert, welcher an die Stelle der älteren, nicht erhaltungswürdigen bzw. erhaltungsfähigen Anbauten treten sollte. In dem Altbau sollte das



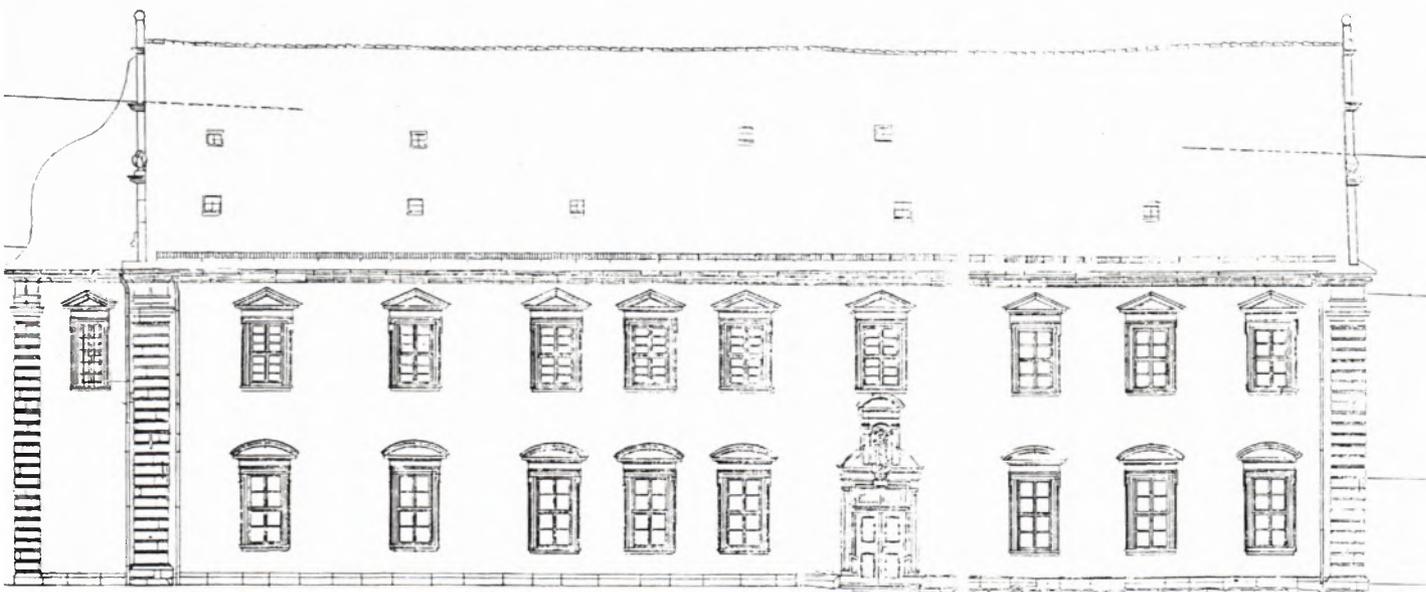
5 SPITAL, Ansicht von Norden, Bestandsaufnahme.

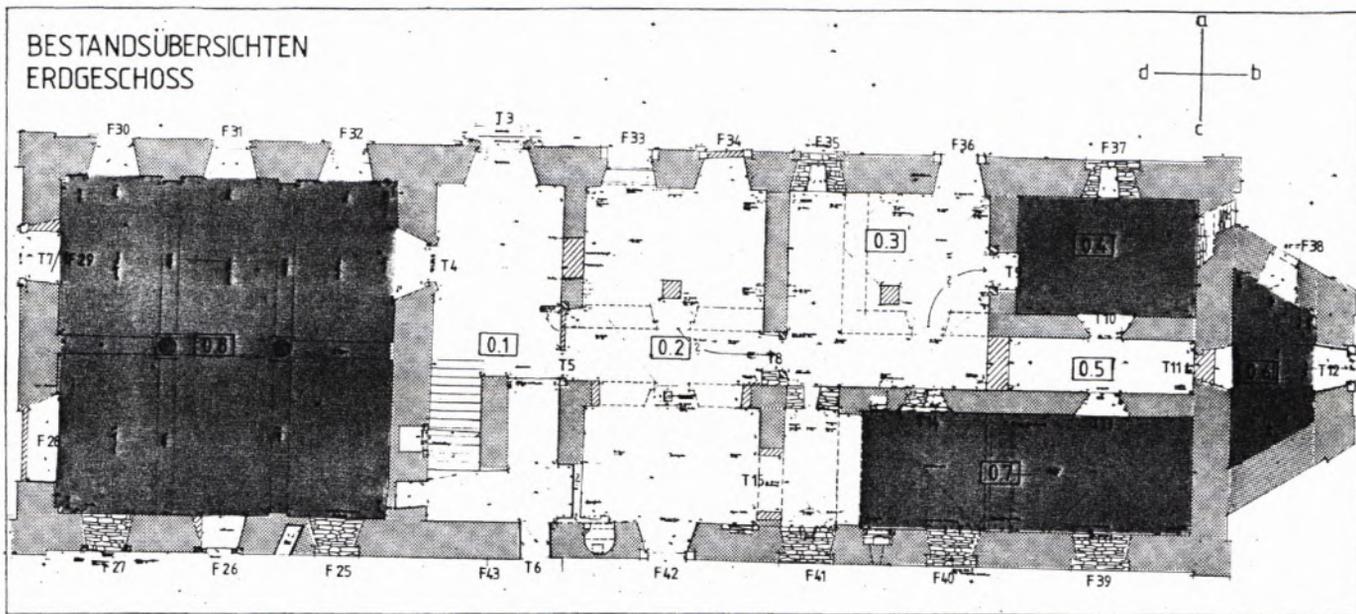
Archivgut auf die dortigen Räume planerisch verteilt werden. In dem (zunächst dort vermuteten) großen Krankensaal zwischen Treppe und Kapelle sollte auf zwei Ebenen, jedoch ohne Zwischendecke, also ohne die Außenwände zu berühren, das Archivgut in Rollregalen untergebracht werden. So sollte dieser Großraum und seine Verbindung zur Kapelle wenigstens für eine sehr eingeschränkte Öffentlichkeit noch erfahrbar bleiben.

Gerade noch rechtzeitig tauchte im Staatsarchiv Wertheim bei Nachforschungen zu einem anderen Thema ein alter Grundriß des Spitals aus der Zeit des 19. Jahrhunderts oder sogar frühen 20. Jahrhunderts auf, der

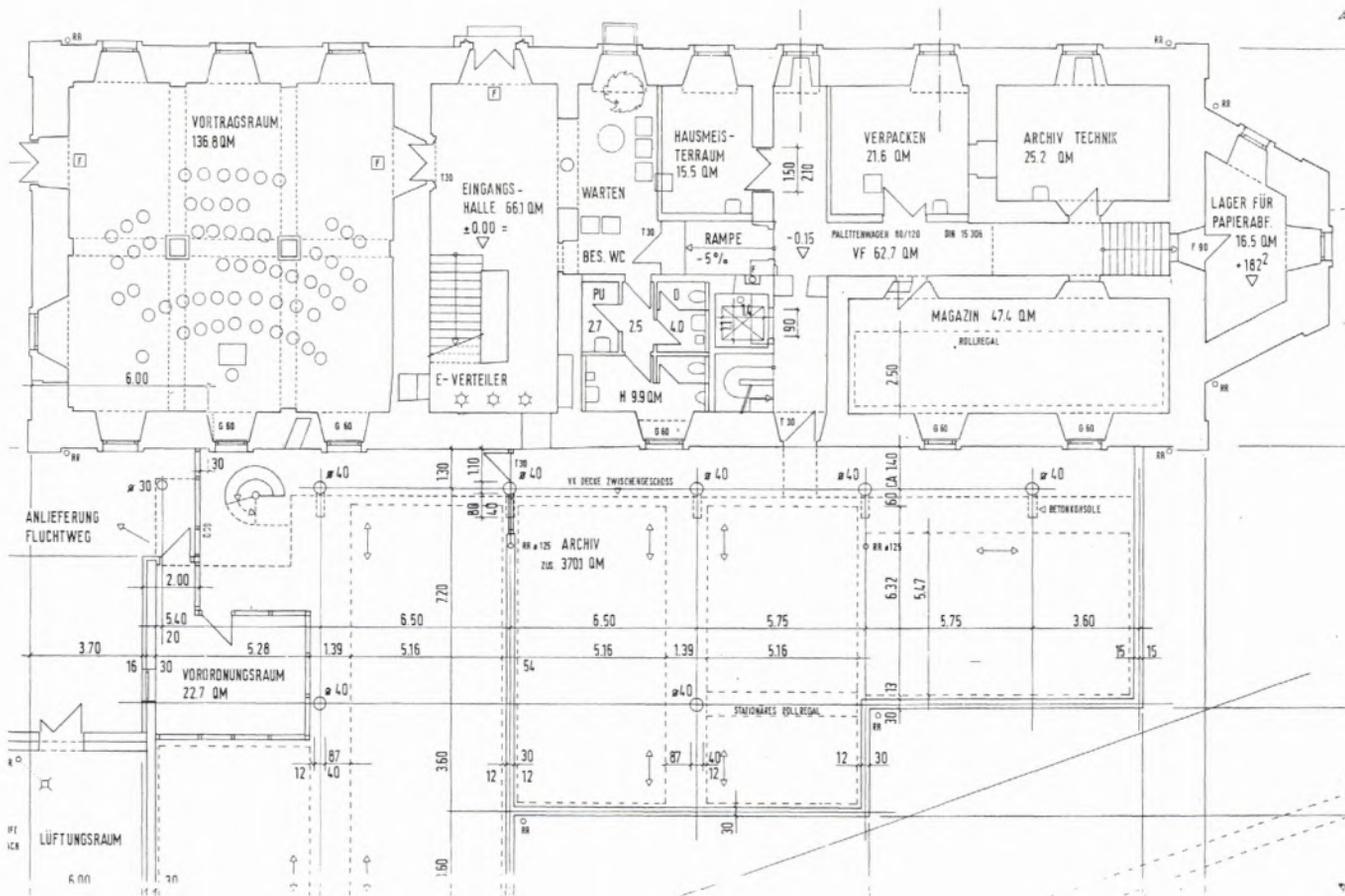
den Zustand vor dem inneren Umbau zu Brauereizwecken wiedergab: Statt des hier vermuteten Krankensaals zeigte dieser Plan sechs vom Mittelflur aus heizbare Zimmer und eine (oben bereits erwähnte) Kreuzflur-(nämlich Mittelflur-und-Querflur-)Anlage, welche im Kloster Bronnbach ein zweites Mal (im 2. Obergeschoß des Verbindungstraktes zwischen Konventbau und Josefssaal) vorhanden ist. Sie kann für „Seelhäuser“, Spitäler, Pfründhäuser oder wie Altenwohnanlagen historischer Zeit sonst noch heißen, typisch genannt werden. Zumal dieser Zimmergrundriß im Erdgeschoß in Massivbauweise vorgebildet und dort z. T. auch noch vorhanden war, bestand bald kein

6 SPITAL, Ansicht von Norden, Planung.





7 und 8 SPITAL, ERDGESCHOSS, Bestand (oben), Planung (unten).  Bauzeit-Gewölbe von 1705.  Bauzeit-Mauerwerk.  
 Bruchstein-Zumauerung (wohl 19. Jh.).  Öffnung nachträglich eingebrochen, Gewände eingesetzt (dick umrandet).  
 Mauerziegel- oder Bimswand bzw. Zumauerung (19./20. Jh.).  Rekonstruktion von Bauzeit-Bestand (1705).  
 Bauteile ohne Materialbestimmung und unbekanntes Alter.



Zweifel mehr daran, daß die zu sicher vorgetragene Hypothese eines ursprünglich großen Krankensaals ein Irrtum war! Nach Information der Archiv-Verwaltung als Vertreter der Nutzerseite kamen diese bald zu dem richtungweisenden Entschluß, der Zimmergrundriß eigne sich besser für Büroräume als der geplante rückwärtige Anbau. Etwa gleichzeitig wurde bekannt, daß

zum Schutz des Archivgutes vor zuviel Licht die Fenster im Altbau hätten wieder „erblinden“ müssen... Der Weg zur Wiederherstellung des barocken Grundrißkonzeptes im Obergeschoß (allerdings mit neuen Mitteln) und die Verlagerung des meisten Archivgutes in den bergseitigen, nun mit Erde überdeckbaren Anbau war damit frei.





11 SPITAL, *Mittelflur*.

stellt: Alle Sandsteinflächen waren im 18. Jahrhundert grau überstrichen, auch die Putzflächen in den Fensterverdachungen; im übrigen waren alle Putzflächen ursprünglich in Altweiß gehalten.

Die alte Handstrich-Biberschwanzdeckung des Daches erwies sich nach anfänglichen Wiederverwendungs-Überlegungen nur noch in einem so geringen Umfang wiederverwendbar, daß die geborgenen Ziegel auf anderen Dächern zur Reparatur eingesetzt werden. Die neue Wellenbiberdeckung mit Handstrich-Struktur wird bald wieder Patina ansetzen.

Die Dachkonstruktion konnte erhalten, mußte aber Feld für Feld repariert und durch neue Hölzer teilweise ergänzt werden. Die alten Hängewerke ließen sich nach erfolgreich bestandener Belastungsprobe wieder reaktivieren.

Da sowohl die Fußbodenhöhe im Erdgeschoß wie im Obergeschoß neu festzulegen war, gelang es, die alte Sandsteintreppe mit all ihren Verletzungen und ablesbaren Benutzungsspuren zu erhalten durch die Aufsatzung neuer Trittplatten im Laufbereich, eine billige und zugleich denkmalpflegerisch optimale Lösung.

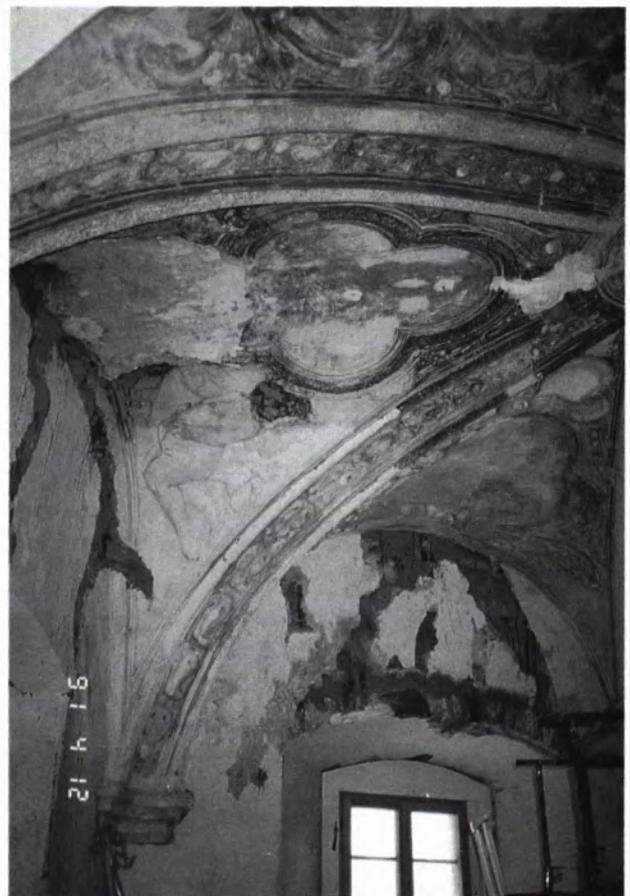
Von den vier erhaltenen barocken Türen werden drei wieder an ihre angestammten Stellen zurückkehren. Die vierte in Zweitverwendung vorgefundene Doppeltür wird den neuen Zugang zum Lesesaal im Obergeschoß auszeichnen.

Ein Thema für sich waren die Fenster. Der noch überlieferte größere Bestand an älteren Fenstern im Obergeschoß mit z. T. reichverzierten Beschlägen erwies sich nach der akribischen Untersuchung durch einen Spe-

zialisten als hochinteressante Sammlung von meist bereits erneuerten Fenstern verschiedener Zeiten, zwar in originaler Grundaufteilung, aber jüngeren Profilierungen, einige unter Weiterverwendung der ursprünglichen hochwertigen Barockbeschläge. Er konnte nachweisen, daß alle Fensterflügel ursprünglich nicht sprossiert waren, sondern mit Bleiverglasung versehen (wie im Josefssaal). Damit erklärten sich die fehlgeschlagenen Versuche, aus den Höhenunterschieden der Fenster des Erdgeschosses und des Obergeschosses das Maß einer Scheibenhöhe und damit einen Grundmodul der ganzen Fassade herauszudestillieren: Die Kämpfer der Kreuzstockfenster saßen in beiden Stockwerken ursprünglich auf mittlerer Höhe, die sprossierten Ersatzfenster erhielten zwangsläufig bei gleicher Sprossenanzahl unterschiedliche Sprossenabstände (= Scheibenmaße). Leider wurden nur drei alte Fenster im Obergeschoß statt der zur Wiederverwendung vorgesehenen acht Fenster zu Kastenfenstern ergänzt und wieder eingebaut; die anderen Belegstücke werden in einem Abstellraum erhalten.

Durch die zuvor geschilderte frühere Umnutzung der Kapelle zu einer Küche ist trotz des Rauchfangs der hochwertige Stuck in großen Flächen stark verrußt worden. Da diese Verrußung kaum entfernt und mit Neuanstrichen auch auf Dauer nicht unterdrückt werden kann, entschloß man sich, den Stuck im freigelegten verrußten Zustand offen stehenzulassen und in Abweichung zur sonst üblichen Praxis die helleren Stellen, soweit störend, wie Fehlstellen zu behandeln und gegen die dunkleren Töne einzuretuschieren, um ein etwas geschlosseneres Erscheinungsbild zu erreichen. Zusätzli-

12 SPITAL, *Stuck des Kapellengewölbes*.





che Wattzahlen einer Streiflichtbeleuchtung sollen die fehlende Helligkeit des Stucks für Besucher ausgleichen helfen. Zumal das zerstörte Zentrum des Stucks nicht ergänzt werden konnte, ist dies ein auf diesen Einzelfall hin zugeschnittener Sonderweg.

Schließlich stellt das ganze Projekt eine Art Sonderlösung dar: Der breite Fächer der Einzelentscheidungen reichte vom reinen Konservieren authentischer Details über Restaurierungen, Ergänzungen, Rekonstruktion (z. B. der Farbigkeit im Erdgeschoßsaal) bis hin zur unverkrampft-eigenständigen Architektursprache der

Neuordnungsbereiche und des neuen Anbaus: Ein in seiner ganzen Bandbreite interessantes und von seiten der staatlichen Denkmalpflege mitverantwortetes Beispiel für die Neunutzung und Erweiterung eines bereits stärker veränderten Denkmals.

*Dr. Norbert Bongartz  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Mörikestraße 12  
7000 Stuttgart 1*

## Manfred Rösch: Moore im Raum zwischen Natur- und Denkmalschutz – ein Plädoyer

*Am 9. Dezember 1989 erschien in der Wochenend-Beilage der „Neuen Zürcher Zeitung“ ein Artikel mit dem Titel: Trotz „Rothenturm“ sterben die Moore weiter, in dem auf die fortgesetzte Bedrohung und Zerstörung der Schweizer Moore auch nach der Annahme der sogenannten „Rothenturm-Initiative“ eingegangen wurde. Die Vorgeschichte lautet ganz kurz wie folgt: Als das Eidgenössische Militärdepartement im größten, noch bestehenden Schweizer Hochmoor „Rothenturm“ einen Truppenübungsplatz anlegen wollte, formierte sich dagegen eine Bürgerinitiative, die schließlich per Volksabstimmung eine Verfassungsänderung erzwang und damit nicht nur die Pläne vereitelte, sondern auch den Schutz von Mooren in der Schweizer Verfassung verankerte. Der zwei Jahre später erschienene Zeitungsartikel kommt nun zu der ernüchternden Bilanz, daß zwischen der Verfassung und der Realität eine große Diskrepanz klafft, und die Moorzerstörung in der Schweiz durch vielfältige wirtschaftliche Interessengruppen munter weitergeht.*

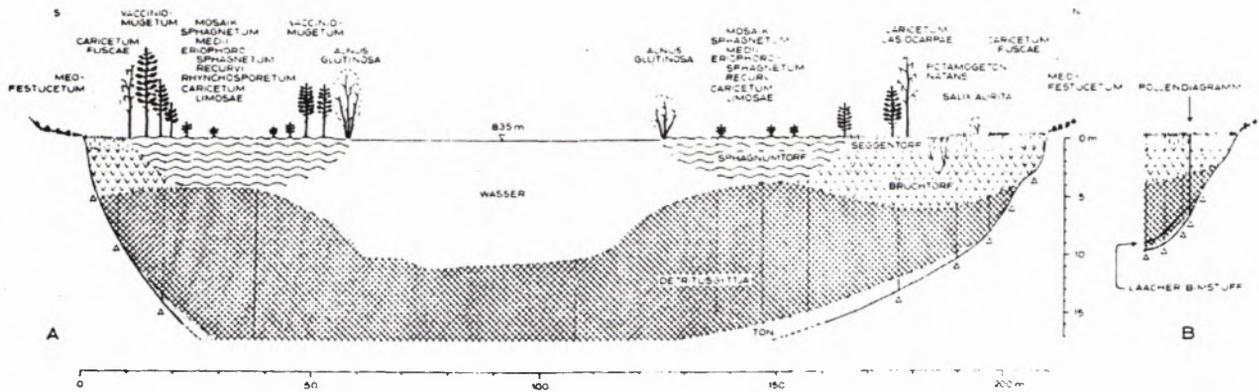
Diese Situation bei unseren Nachbarn im Südwesten bildet den Anlaß zu der Frage, wie es eigentlich mit dem Schutz der Moore bei uns in Baden-Württemberg bestellt ist. Bevor auf dieses Problem eingegangen wird, muß die berechtigte Frage beantwortet werden, was Moore eigentlich mit Denkmalschutz zu tun haben, und was dieser Artikel in der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ zu suchen hat? Ist der Schutz der Moore nicht Sache des Naturschutzes, und haben die Moore nicht im Naturschutz mit seinen verschiedenen amtlichen und privaten Institutionen eine ausreichende Lobby? Dies trifft leider nur bedingt zu.

Ziel des Naturschutzes ist unter anderem die Erhaltung in ihrem Bestand bedrohter Landschaftsteile, wobei Hauptargument für die Schutzwürdigkeit meist das Vorkommen seltener oder vom Aussterben bedrohter Pflanzen oder Tiere ist. Die historische Sicht einer Landschaft als Relikt und Zeuge vergangener natürlicher oder vom Menschen ausgelöster Entwicklungspro-

zesse spielt hier in der Regel nur eine untergeordnete Rolle. Dementsprechend werden auch nur die zutage liegenden Oberflächen der Landschaft geschützt, nicht jedoch das, was *darunter* liegt, und das ist im Fall der Moore von besonderer Bedeutung. Erschwerend kommt hinzu, daß man auch in manchen Kreisen des Naturschutzes der Meinung ist, ein Moor im Sinne eines Feuchtgebietes mit charakteristischer Pflanzendecke und Tierwelt könne nach Entfernen des Torfkörpers in absehbarer Zeit in seinem ursprünglichen Zustand wieder hergestellt oder sogar verbessert werden. Abgesehen von der Tatsache, daß ein solches Verfahren nach derzeitigem wissenschaftlichen Kenntnisstand in absehbarer Zeit nicht funktioniert, wäre es ebenso, als würde man ein Geschichtsbuch verbrennen und nur den bunten Schutzumschlag als dekorative Fassade im Bücherregal stehen lassen. Beispiele, wo Vogel- oder Amphibienfreunde unter der Etikette des Naturschutzes Moore ausbaggern ließen, um offene Wasserflächen und damit Biotope, sprich Lebensräume für die von ih-



1 MALOJA-PASS (Kt. Graubünden), noch intaktes alpines Hochmoor.



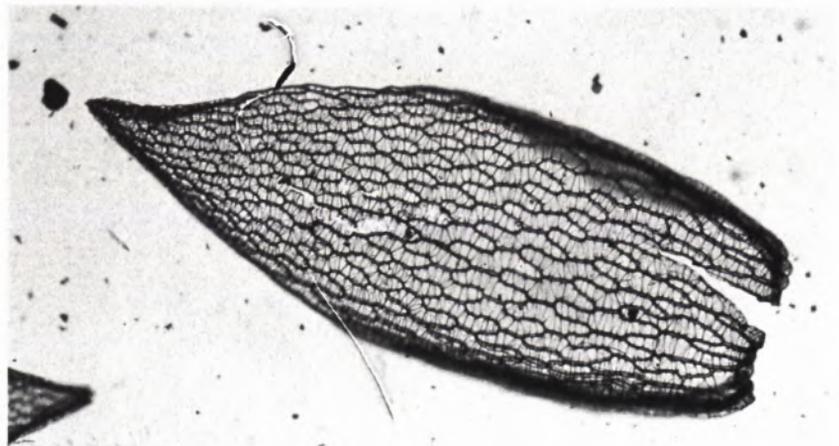
2 URSEEMOOR bei Lenzkirch: stratigraphischer Schnitt durch das Moor. Aus: G. Lang, *Vegetationsgeschichte der Wutachschlucht und ihrer Umgebung* (1971). Abdruck mit frdl. Genehmigung des Verfassers.

nen bevorzugt geschützten Artengruppen zu erhalten, ließen sich hier als Extremfälle anführen.

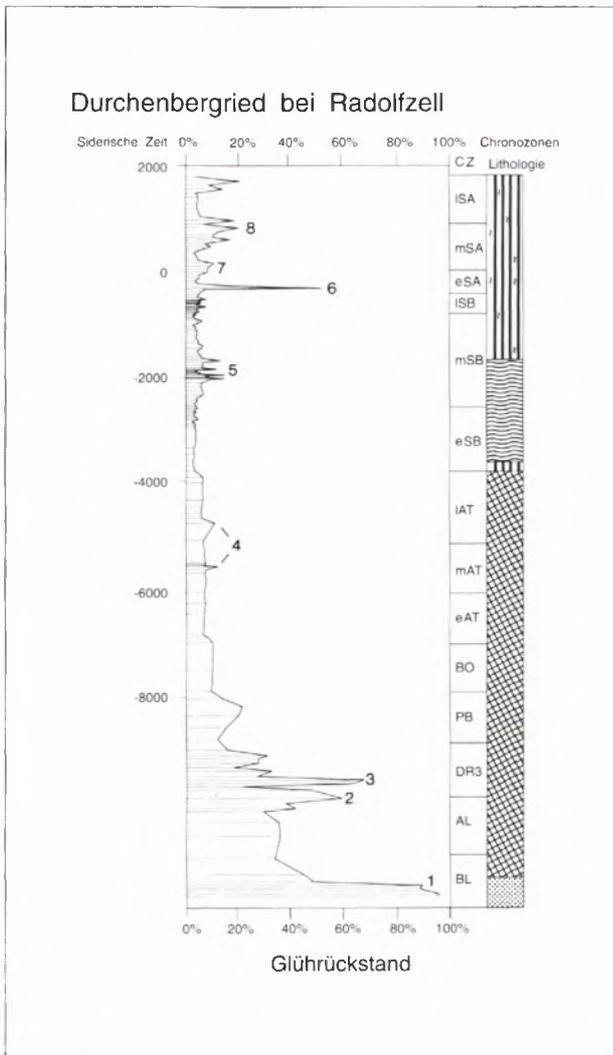
Ein Moor ist jedoch nicht nur ein Lebensraum für bestimmte Tiere. Es ist einerseits ein Feuchtgebiet mit einer charakteristischen Pflanzendecke und Tierwelt (Abb. 1), andererseits, aus geologischer Sicht, eine Torflagerstätte (Abb. 2). Aufgrund des besonderen Milieus (Wassersättigung, pH-Wert, Sauerstoffabschluß) haben sich dort die abgestorbenen Pflanzen und Tierreste erhalten und wurden teilweise während vieler Jahrtausende als mächtige Sedimente und Torfe akkumuliert (Abb. 3). Dadurch hat das Moor im Untergrund sein eigenes Geschichtsbuch bewahrt. Aber nicht nur die Geschichte des Moores selbst, sondern auch die seiner näheren und weiteren Umgebung ist hier, vor allem in Form des eingewehten Blütenstaubes, gespeichert. Die

Parallele zu Siedlungen, in der das heutige Leben an der Oberfläche über der im Untergrund verborgenen, eigenen Geschichte abläuft, ist augenfällig, ebenso wie die in beiden Fällen zu beobachtende, und von Jahr zu Jahr zunehmende Bedrohung dieser geschichtlichen Wurzeln.

Die vegetations-, landschafts- und kulturgeschichtliche Forschung hat in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts begonnen, in diesen Büchern der Landschaftsgeschichte zu lesen. Als Beispiel dafür sei nur das Stichwort „Pollenanalyse“ genannt. Nachdem man im Verlauf eines Jahrhunderts gelernt hat, immer besser in diesen Büchern zu lesen, stellen Moore unverzichtbare Quellen der historischen Forschung dar, denn hier ist es dem Archäobotaniker im Idealfall möglich, die Besiedlungs- und Nutzungsgeschichte der umgebenden



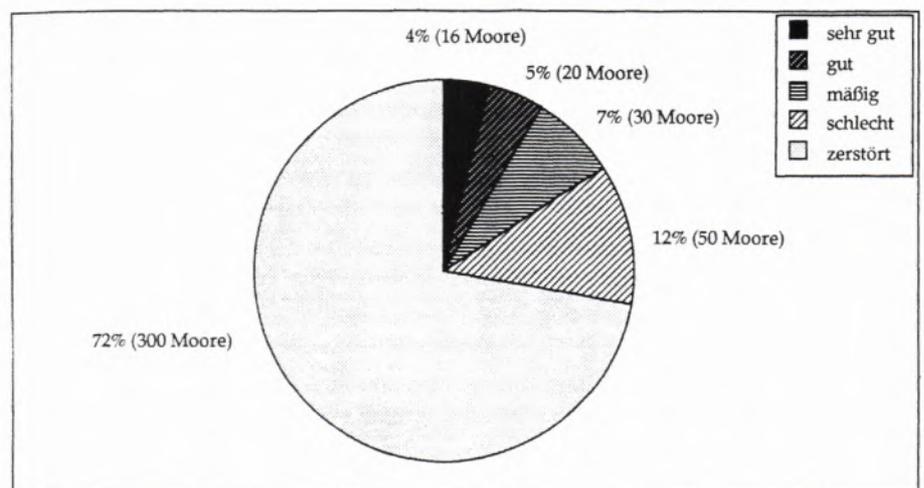
3 PFLANZENRESTE aus Mooren als Dokumente der Landschaftsgeschichte. Oben: Blattfragment der Moosbeere (*Oxycoccus palustris* Pers.) aus dem Durcheinbergried bei Radolfzell, ca. 2000 v. Chr. Unten: Rotes Torfmoos (*Sphagnum rubellum*) von der Hornisgrinde, ca. 1850 n. Chr. Bestimmung und Aufnahme: A. Hölzer, Naturkunde-Museum, Karlsruhe.



4 FRÜHERE MINERALISCHE EINSCHWEMMUNGEN im Moor, ausgedrückt durch den Glührückstand, als Belege für Entwaldung und Zerstörung der Pflanzendecke durch das Klima (Späteiszeit) oder durch menschliche Eingriffe. Die Zunahme des Glührückstandes an den Punkten 1-3 ist auf Klimaverschlechterungen bzw. die Ablagerung von vulkanischer Asche aus dem Ausbruch des Laachersee-Vulkans zurückzuführen; bei den Punkten 4-9 auf Rodungen und landwirtschaftliche Tätigkeit in unmittelbarer Nachbarschaft des Moores: 4 Bandkeramik und Folgekulturen (Jungsteinzeit), 5 frühe und mittlere Bronzezeit, 6 jüngere, keltische Eisenzeit (Latènezeit), 7 römische Kaiserzeit, 8 Mittelalter, 9 frühe Neuzeit.

Landschaft von der Steinzeit bis zur Gegenwart lückenlos nachzuzeichnen. Mittels der Radiocarbonmethode, die hier unmittelbar und in idealer Weise eingesetzt werden kann, lassen sich die Ergebnisse jahrhundertgenau datieren. So wird es möglich, Besiedlung für Epochen nachzuweisen, wo der archäologische Nachweis aufgrund schlechter Quellenlage (noch) fehlt, oder auch die Intensität der Besiedlung und die Art der Landnutzung zu erkennen, wodurch die archäologischen Beobachtungen in wesentlichen Punkten ergänzt oder überprüft werden können. Mit der Aussicht, daß die Untersuchungsmethoden auch künftig noch verfeinert werden können, droht nun die paradoxe Vision, daß man – um beim obigen Vergleich zu bleiben – eines Tages zwar perfekt lesen kann, aber die Bücher verbrannt sind (Abb. 4). Auch bei uns sind die Moore in ihrem Bestand durch vielfältige Interessen, vor allem wirtschaftlicher Natur gefährdet. Land- und Forstwirtschaft (durch Entwässerung, Aufforstung, Melioration), Torfindustrie (zum Gewinn von Brenntorf, Torfmuß, Badetorf, Abb. 6) sowie öffentliche und private Baumaßnahmen (Mülldeponien, Straßenbauten, Baugebiete) haben erreicht, daß die ehemals ausgedehnten Moorflächen Deutschlands – entstanden im Verlauf von zehn Jahrtausenden – innerhalb von wenig mehr als einhundert Jahren bis auf wenige Reste verschwunden sind. Auch die letzten Überbleibsel sind weiterhin bedroht. Als Beispiel wäre hier das Reichermoor in Oberschwaben zu nennen, aufgrund der Untersuchung Karl Bertschs aus den zwanziger Jahren ein Locus classicus der historischen Moorforschung. Dort wurde noch vor wenigen Jahren eine langfristige Abtorfgenehmigung erteilt. In vielen weiteren Mooren findet nach wie vor Torfabbau statt, sowohl in kleinflächigen bäuerlichen Torfstichen (Abb. 7) wie auch in größerem Rahmen. Von diesen augenfälligen Beispielen direkter und planmäßiger Zerstörung abgesehen, sind die meisten Moore durch Grundwasserabsenkungen im Zuge landwirtschaftlicher Maßnahmen und durch touristische Erschließung (Skiloipen, Wanderwege etc.) ebenfalls unmittelbar bedroht. Das Ausmaß der Bedrohung bzw. die bereits erfolgte Zerstörung ist in Abbildung 5 exemplarisch für das westliche Bodenseegebiet dargestellt: Mehr als zwei Drittel der ehemals vorhandenen Moore sind verschwunden, und weniger als 10% befinden sich in gutem oder sehr gutem Zustand. Die Ursachen für die Zerstörungen wurden für die Moore des Bodanrück genau analysiert: Danach wird der Löwen-

5 ZUSTAND der Moore im westlichen Bodenseegebiet. Aus: A. Grüttner, Pflanzengesellschaften, S. 303; Abb. 28. Abdruck mit frdl. Genehmigung des Verfassers.



anteil von 70,5% intensiv landwirtschaftlich genutzt, 11,2% fielen Müll- und Schuttablagerungen zum Opfer, 8,5% der Forstwirtschaft. Der Rest wurde durch Siedlungen oder Sportanlagen überbaut (2,9 bzw. 3,0%), in Gärten umgewandelt (2,6%) oder als Schieß- und Truppenübungsplatz genutzt (1,3%). Leider sind vom allgemeinen Moorschwind die von Natur aus sowieso „moorarmen“ Landesteile, z. B. die Oberrheinebene, das Neckarland und die Gäulandschaften, infolge dichter Besiedlung verstärkt betroffen, und gerade hier wären archäobotanische Untersuchungen zur Klärung der weit zurückreichenden Besiedlungsgeschichte besonders dringend erforderlich.

Wie oben ausgeführt, stehen die für den historisch Denkenden besonders wichtigen Torfkörper der Moore jedoch nicht so sehr im Brennpunkt des Interesses beim Naturschutz, als daß man sich beruhigt zurücklehnen könnte in dem sicheren Bewußtsein, daß von dieser Seite das Nötige getan wird, um den vielfältigen Bedrohungen Einhalt zu gebieten.

Nachdem der unbedingte Schutz der verbliebenen Moore nicht nur aus wissenschaftlichen, sondern auch aus ethischen Gründen eigentlich außer Zweifel stehen sollte, stellt sich die Frage, wer den Schutz der Moore sonst noch mit übernehmen könnte und ob für einen umfassenden Schutz der Moore in ihrer Gesamtheit hierzulande eine gesetzliche Grundlage besteht, wie dies für die Schweiz in der dortigen Verfassung verankert ist. Diese Frage kann für das Land Baden-Württemberg klar und eindeutig beantwortet werden: Die Torfkörper der Moore sind nämlich Gegenstand des Denkmalschutzes!

§ 2, Absatz 1 des Denkmalschutzgesetzes von Baden-Württemberg, das am 1. Januar 1972 in Kraft trat, lautet folgendermaßen: Kulturdenkmale im Sinne des Gesetzes sind Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.

Die Richtigkeit und Notwendigkeit dieses eindeutigen gesetzlichen Auftrags wird gerechtfertigt aus der veränderten Gesamtfragestellung der historischen Forschung, die heutzutage nicht mehr nur nach materiellen Hinterlassenschaften vergangener menschlicher Kulturen sucht, sondern die umfassende Kenntnis von deren Lebensbedingungen und -umständen zum Ziel hat, also auch den Lebensraum und die Lebensumstände des früheren Menschen kennenlernen will. Hierbei verbinden sich kulturgeschichtliche und paläoökologische Fragestellungen.

Das Bewußtsein dieses eindeutigen gesetzlichen Auftrages zum Schutz der Moore in ihrer Gesamtheit ist ein relativ neuer Gedanke in der Denkmalpflege, der – von einigen Ausnahmen abgesehen – bisher noch kaum in die Praxis umgesetzt wurde. Zu erwähnen sind hier Bestrebungen der Denkmalpflege, in Zusammenarbeit mit



6 INDUSTRIELLER TORFABBAU in Norddeutschland, September 1990.



7 BÄUERLICHER TORFSTICH zum Gewinn von Schwarztorf als Brennmaterial in einem kleinen Moor im Alpenvorland.

dem Naturschutz, das nördliche Federseeried mit seiner Vielzahl prähistorischer Moorsiedlungen vor weiterer Zerstörung – vor allem durch Grundwasserabsenkungen – zu bewahren. Diese Ausführungen sollten die Richtigkeit des hier eingeschlagenen Weges bestätigen und dazu auffordern, in dieser Richtung weiterzuschreiten, bevor es für die Moore zu spät ist.

#### Literatur:

- R. Buchwald, Verluste von Mooren auf dem Bodanrück (Landkreis Konstanz). *Natur und Landschaft* 55 (2), 67–69.  
 K. Dierssen, Ziele und Grenzen des Naturschutzes von Moor-Ökosystemen. *Telma* 13, 1983, 223–237.  
 A. Grüttner, Die Pflanzengesellschaften und Vegetationskomplexe der Moore des westlichen Bodenseegebietes. *Dissertationes Botanicae* 157, 323 S.  
 A. Hölzer, Regeneration, Renaturierung, Wiedervernässung: neue Probleme für den Moornaturschutz? *Telma* 14, 1984, 217–219.  
 H. Joosten, Moore und historische Archive: Ein Vergleich von Daten aus natürlichen und kulturellen Gedächtnissen, *Telma* 16, 1986, 159–168.

Dr. Manfred Rösch

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Fischersteig 9

7766 Gaienhofen-Hemmenhofen, Kr. Konstanz

## Wolfgang Seidenspinner: Historische Wiesenwässerung im Teinachtal

### Relikte der Agrar- und Technikgeschichte zwischen Funktionsverlust und Zeugniswert

Bei dem Stichwort „künstliche Bewässerung“ mag nicht nur ein Archäologe zunächst an die großartigen Bewässerungsanlagen Ägyptens und Mesopotamiens im allgemeinen und an die Prachtgärten der Semiramis im besonderen denken, während er den heimischen Raum kaum damit in Verbindung bringt. Daß künstliche Bewässerungseinrichtungen aber auch hier bestanden und für die Agrarverhältnisse der vorindustriellen Zeit von großer Bedeutung waren, mag dieser Beitrag unterstreichen.

#### Zur Kulturpraxis der Wiesenwässerung

Auf die Bedeutung des Wassers als Voraussetzung nicht nur des menschlichen Lebens und auf seine vielfältige Nutzung, auf deren Grundlage nur die kulturelle und industrielle Entwicklung erfolgen konnte, sei hier nur summarisch hingewiesen. Im landwirtschaftlichen Bereich dient das Wasser ganz natürlich dem Wachstum der Pflanzen, das durch menschliche Eingriffe gefördert werden kann. Entsprechende Maßnahmen wurden besonders im Wiesenbau, der in unserem Raum im 5. Jahrhundert n. Chr. einsetzt, entweder einfach durch Stauung und damit Überschwemmung natürlicher Wasserläufe oder in Form von Bewässerungsgräben und -systemen durchgeführt. Ihr zeitlicher Schwerpunkt liegt in der vorindustriellen Zeit, aber auch noch im 20. Jahrhundert wurden entsprechende Unternehmungen in größerem Stil durchgezogen, wie die Bereinigung und Bewässerung der Rittmatten bei Ettenheim zeigen,

die auf durchaus traditionelle Art und Weise und auf einem schon bestehenden älteren System aufbauend um die Jahrhundertwende vorgenommen wurden. Auf der Schwäbischen Alb waren in manchen Orten noch in den 50er Jahren die alten Anlagen in Gebrauch. In neuerer Zeit hat sich, wenn überhaupt noch künstliche Bewässerung als lohnend erachtet wird, die Diskussion und Praxis auf die künstliche Beregnung verlagert, die sowohl beweglich (fahrbare Untergestelle) als auch fest auf den Feldern installiert sein kann und in der Regel das aus einer Wasserstelle gepumpte Wasser mit Druck durch Zuleitungsrohre und Düsen verteilt. Solche Verfahren finden jedoch eher im Feldbau Anwendung, und nicht im Wiesenbau.

Künstliche Wiesenwässerung erfüllt verschiedene Funktionen. Sie dient zum einen dem Anfeuchten des Bodens in niederschlagsarmer Zeit. Da das Wasser gelöste Pflanzennährstoffe enthält, führt es dem Boden auch Dünger (Sauerstoff, Stickstoff, Kalk und Mineralstoffe) zu. Auf den Nährstoffbedarf nach dem letzten Grasschnitt des Jahres dürfte auch die schwäbische Bauernregel zurückzuführen sein, nach der die Wiesen im November gewässert werden müssen: „Der rechte Bauer weiß es wohl, daß man im November wässern soll; denn im November Wässerung ist der Wiesen Besserung“. Kunstdünger und Gülle haben diese Aufgabe schon lange weitgehend übernommen. Das zugeführte Wasser dient daneben der Reinigung des Bodens, indem es pflanzenschädliche Stoffe (z. B. Kochsalz) auf-



1 NEUWEILER. Der obere Wässergraben links der Teinach wird heute noch von einer Quelle gespeist. Der frühere Wiesenbereich weist ein starkes Gefälle auf.

lösen und auswaschen kann, wie auch der Bekämpfung tierischer Schädlinge (z. B. Engerlinge). Durch Berieselung mit Wasser, das wärmer ist als der Boden, kann die Bodentemperatur erhöht werden. Während in unseren Breiten so z. B. die Vegetationsperiode im Frühjahr schon früher einsetzt, führte in Italien dieser Effekt sogar zur Anlage der sogenannten Winterwiesen. Die Winter- und Vorfrühlingswässerung räumt den Schnee weg und hält, wie Untersuchungen im Hotzenwald ergeben haben, die Standortbodentemperaturen durchgehend über dem Gefrierpunkt. Die Methode der Winterwässerung hat im übrigen das bemerkenswerte, den üblichen Vorstellungen widersprechende Ergebnis, daß stagnierend vernäßtes Grünland, das nur geringen Ertrag liefert, durch konstante Zufuhr von Wasser während der Wintermonate eine deutliche Steigerung des Ertrags erfährt. Es wurde festgestellt, daß durch diese Maßnahme saures Gras durch süßes ersetzt wird. Es zeigt sich somit, daß die jeweils besonderen Voraussetzungen eines Geländes auch besonderer Antworten bedürfen. Art und Weise, Dauer und Intensität der Wässerung dürften sich daher regional und lokal stark unterschieden haben, wurden standortspezifisch vorgenommen.

Alle diese hier nur kurz angesprochenen Ergebnisse der Wiesenwässerung führen insgesamt zu einer Verbesserung des Wachstums. So konnten nicht selten pro Jahr drei Grasernten eingefahren werden, Heu, Oehmd und Schindgras. Werden in der Literatur auch unterschiedliche Positionen vertreten, so ist doch allgemein von einer Ertragssteigerung durch Wässerungsmaßnahmen auszugehen.

Von den Standort- und topographischen Bedingungen hing auch ab, welches Bewässerungssystem zur Anwendung kam. Nicht von Bedeutung dürfte für unseren Raum der Grabeneinstau gewesen sein, bei dem Bodenwasser in Entwässerungsgräben gestaut und an die Umgebung abgegeben wird. Diesem System ähnelt sehr die Furchenberieselung, bei der das Wasser von den Zuleitern in kleinere Furchengräben geleitet wird und dort allmählich versickert. Bei Grabenüberstau wird das zu bewässernde Gelände für längere Zeit überflutet, bis sich der Boden vollgesogen hat. Dessen Nachteil, den Abschluß der Süßgräser von der Luft, hat die Stauberieselung nicht, bei der durch konstante Stauhöhe eine Dauerberieselung gewährleistet wird, die stets neuen Sauerstoff zuführt.

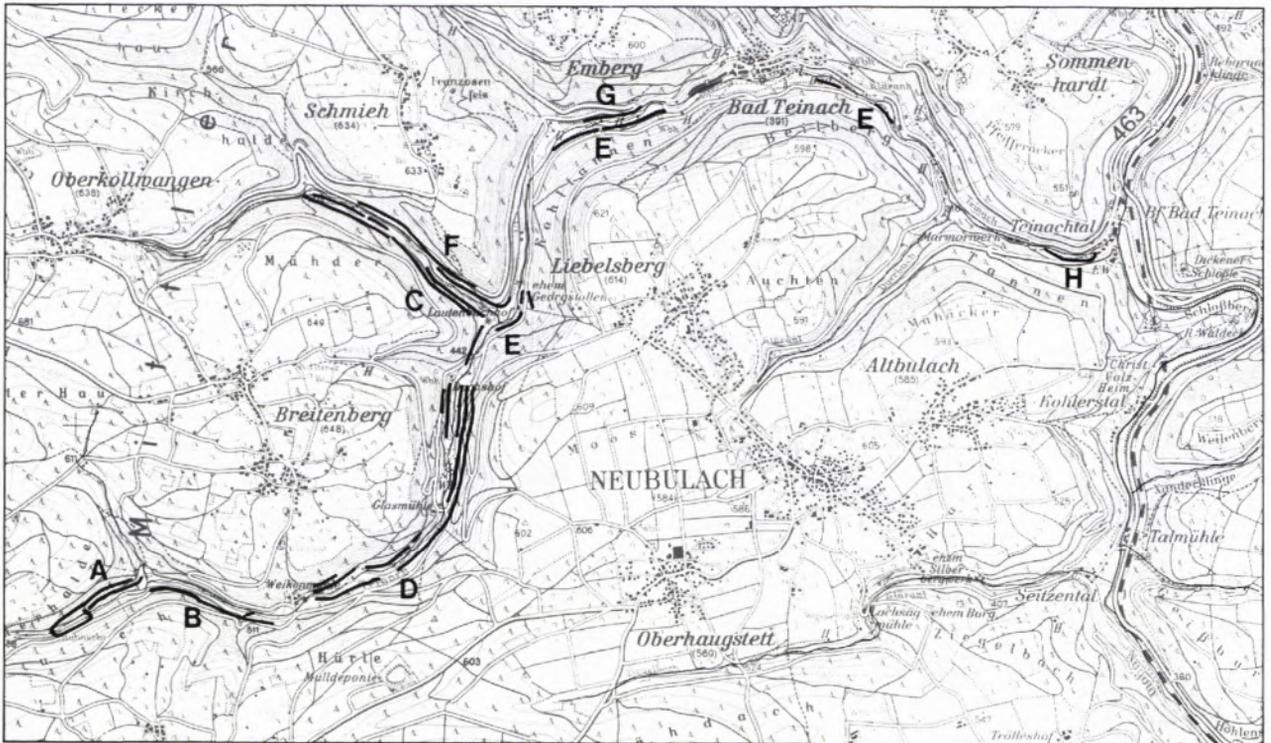
Im Teinachtal konnten nur wenige Hinweise für Grabenüberstau festgestellt werden, vorherrschend war die in Hangbau betriebene Stauberieselung. Die in der Regel von Bächen abgeleiteten, am Hang hinziehenden Wassergräben berieselten die Wiesenfläche nur hangabwärts, was charakteristisch ist für den natürlichen Wiesenbau im Gegensatz zum Kunstwiesenbau. Eine verbessernde Variante der Stauberieselung, für deren Anwendung im Untersuchungsgebiet allerdings nur im Lautenbachtal geringe Hinweise festgestellt werden konnten, liegt vor, wenn von einem Zuleiter Verteilgräben hangabwärts und von denen wiederum hangparallele Rieselgräben abgehen, wodurch eine noch gleichmäßigere Verteilung des Wassers zu erreichen ist. Im Bereich des Teinachtals nicht festgestellt, sonst aber u. a. auch im Schwarzwald nachgewiesen, war das Verfahren, in kleineren Weihern Wasser zu sammeln und von dort aus in das Wässersystem einzuleiten.

Im Schwarzwald reicht die Tradition der Wiesenwässerung weit in mittelalterliche Zeit zurück. Archivalische Belege für menschliche Eingriffe in den natürlichen Wasserhaushalt von Grünland setzen im 12. Jahrhundert ein. Eine Schenkungsurkunde des Grafen Walcho von Waldeck weist sie für 1113 im vorderen Wiesental nach. Die nächsten Erwähnungen stammen aus dem 13. Jahrhundert und liegen besonders für die Freiburger Gegend vor. Es ist daher eine Kontinuität der Wiesenwässerung im Schwarzwald vom hohen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert nicht auszuschließen. Eine Verlängerung dieser Linie zurück in vorgeschichtliche Zeit, wie sie mit vagen Begründungen versucht wird, ist weder archäologisch noch sonstwie gesichert. Im bayrisch-schwäbischen Wertachbecken stießen Archäologen zwar vor wenigen Jahren erst auf Wassergräben, die sie als keltisch einordneten, im Schwarzwald jedoch dürften solche Nachweise schon infolge der Unterschiede der Besiedlungsgeschichte kaum zu führen sein. Für das Teinachtal ist sie bisher erst für das 18. Jahrhundert belegt.

Im 19. Jahrhundert ist insbesondere für den badischen Raum eine neue Blüte der Wiesenwässerung zu konstatieren. War sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch stark in Rückgang begriffen, so ist seit den 1840er Jahren ein Aufschwung bemerkbar, übrigens im Zusammenhang der Rheinkorrektion und vermutlich auch als Nachwirken des „Physiokratismus“, der in Baden ja eine ganz spezifische Ausprägung erfahren hat, letztlich aber wohl als Folge des im 18. Jahrhundert einsetzenden rapiden Bevölkerungsanstiegs, dessen strukturell bedingten Problemen man u. a. durch Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzfläche zu begegnen suchte. Aus dem Siegerland mit seiner großen Tradition der Wässerwiesen wurde der Wiesenbaumeister Schmidt nach Karlsruhe berufen. Von ihm und in seiner Nachfolge wurden bis in die 1860er Jahre am Oberrhein zahlreiche Wässerwiesen angelegt, die teilweise Flächen von 100 badischen Morgen umfaßten. Auch in Württemberg machte sich ein Einfluß aus dem Siegerland, wo in der Folge ja die bekannte Wiesenbauschule entstand, bemerkbar. Johann Nepomuk von Schwerz, der erste Leiter der 1818 gegründeten Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau in Hohenheim, kam von dort und propagierte in seinen Schriften die künstliche Berieselung. Überhaupt wurde die künstliche Bewässerung im landwirtschaftlichen Fachschrifttum schon seit langem empfohlen. Hingewiesen sei nur auf das „Lehrbuch für die Land- und Haußwirth“ des Kupferzeller Pfarrers Johann Friedrich Mayer von 1773, das ja auch wegen seiner Grundrißvorschläge für den ländlichen Hausbau bekannt ist.

#### Relikte im Teinach- und Lautenbachtal

Die Teinach im nördlichen Schwarzwald bildet ein in ihrem Oberlauf zunächst noch relativ flaches, bald jedoch steil in den mittleren Buntsandstein eingeschnittenes Waldtal, das neben Mühlen, Einzelhöfen und Bad Teinach selbst keine Siedlungen aufweist. In die landwirtschaftliche Nutzung einbezogen wurde der Talbereich von den auf der Hochebene gelegenen Bauerndörfern durch die Anlage von Wiesen auf der schmalen Talsohle. Auch hier wurden zur Steigerung des Grasertrags Bewässerungssysteme eingerichtet, von denen zum Teil eindrucksvolle Reste noch fast im gesamten Talverlauf angetroffen werden können (Abb. 2). Für die



2 VERLAUF der ehemaligen Wassergräben im Teinach- und Lautenbachtal. A Neuweiler, B Martinsmoos, C Breitenberg, D Oberhaugstett, E Liebelsberg, F Schmieh, G Emberg, H Altbulach. Kartengrundlage: Ausschnitt aus TK 1 : 5000, Bl. 7316 u. 7318 (verkleinert). Vervielfältigung genehmigt Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Az.: 5.11/742. Thematisch ergänzt durch das Landesdenkmalamt.

Mitte des 19. Jahrhunderts etwa stellt die Beschreibung des Oberamts Calw fest: „Auf mehreren Markungen findet gar keine Wässerung der Wiesen statt, auf den meisten aber können sie zum Theil, auf adern, wie Ostelsheim und in den Seitenthälern der Nagold, z. B. in Teinach, Würzbach, Röthenbach, Weltenschwann, Speßhardt, sogar durchgängig bewässert werden.“ Die Anlagen im Teinachtal weisen einzeln zwar nicht die Länge z. B. der Hotzenwälder Wühren auf, die sich über Kilometer hinziehen, verdienen aber dennoch Interesse.

Die ehemals bewässerten Flächen dienen teilweise heute noch als Wiesen, zu einem großen Teil jedoch sind sie – schon seit längerer Zeit – aufgeforstet. Ihre eigentliche Funktion erfüllen die Gräben an keiner Stelle mehr. Sie sind daher in hohem Maße von schnell fortschreitenden Verfall bedroht, wenn sie nicht gar durch Einsatz moderner Maschinen gleichsam über Nacht zerstört werden, wie das an nicht wenigen Stellen nachvollzogen werden kann. Tendenziell trifft dies auch zu für die einen Konnex mit den Wässerungsanlagen bildenden und das Talbild erheblich mitprägenden Heustadel – dieser Zusammenhang tritt im übrigen besonders deutlich im Murgtal hervor –, wesentlichen Elementen der Kulturlandschaft, die in allen Stadien des Verfalls und Abgangs beobachtet werden können.

Im folgenden seien nun die heute noch erhaltenen Reste der alten Wiesenwässeranlagen vor allem im Teinachtal aufgelistet und kurz beschrieben. Vollständigkeit kann dabei nicht erreicht werden. Einerseits ist das Gelände heute zum Teil äußerst unwegsam und mit dichtem Gestrüpp bewachsen, andererseits sind manche Geländeformen nur noch so schwach ausgebildet, daß eindeutige historische Funktionszuweisungen gelegentlich nicht mehr möglich erscheinen.

### 1. Gemeinde Neuweiler, Gemarkung Neuweiler

Nach der Oberamtsbeschreibung konnten um 1860 von den durchgängig zweimähdigen Wiesen Neuweilers lediglich etwa 40 Morgen bewässert werden. Reste der Wässerungsanlagen haben sich vor allem am Südostrand der Gemarkung im Teinachtal erhalten. Hier ziehen sich am linken Talhang Wassergräben in drei Ebenen übereinander hin, ein weiterer Graben ist am rechten Talhang von der Teinach abgezweigt.

Bei letzterem kann es sich keinesfalls um einen ehemaligen Arm der Teinach handeln, vielmehr ist die künstliche Anlage des heute trockenen Wasserlaufs am Hang offensichtlich. Diese Tatsache ist insofern herauszustreichen, als in diesem Bereich die Gemarkungsgrenze von Neuweiler ausnahmsweise über die Teinach hinausgreift und von diesem ehemaligen Wassergraben gebildet wird. Dieser Sachverhalt ließe sich eventuell als Hinweis auf ein hohes Alter der Wiesenwässerung in diesem Teil des Teinachtals verstehen, die dann weit ins Mittelalter, in die Zeit vor der Verfestigung der Gemarkungsgrenzen zurückreichen könnte.

Diesem Erdgraben gegenüber ist ein Wassergraben (Abb. 1) angelegt, der vom üblichen Schema abweicht, indem er nicht aus der Teinach gespeist wird, sondern aus einer über dem Flübchen sprudelnden Quelle. Der Hühnerbrunnen schütet offenbar kräftig und regelmäßig und erweist sich so als von großer Bedeutung für die Teinach, deren Wasser er kräftig vermehrt. Hier ist sicher einer der eindrucksvollsten Abschnitte der Wassergräben im Teinachtal, trotz erfolgter Aufforstung.

Bemerkenswert sind hier die Reste eines kleinen Wehrs (Abb. 3). Mit Hilfe dieser auch als Wasserfalle bezeichneten Anlage konnte das Wasser im Graben gestaut und die Wiesen gewässert werden. Erhalten sind die

aus einem Stück bestehende Sohlbank oder Schwelle und die beiden Gewände aus Sandstein. In den eingearbeiteten nutenförmigen Führungen wurde der hölzerne Stau- oder Verschlusskörper (Schütz oder Falle genannt, daher auch der Name Schützenwehr für dieses Prinzip eines Stauwehrs) bewegt. Da auch die Seitenteile mit ihren Führungen wohl nicht selten aus Holz hergestellt waren, sind Reste von Bewässerungstauwehren im Teinachtal nur selten anzutreffen.

Insgesamt weist dieser Graben eine Länge von über 600 m auf. Etwa auf halber Strecke seines Weges zweigt von der Teinach ein weiterer Graben mit einer Länge von über 350 m ab. In seinem Oberlauf führt er noch etwas Wasser. Er verdient besonderes Interesse, mußten zu seiner Anlage doch offenbar größere Eingriffe in die Geländeoberfläche vorgenommen werden. Talseitig weist er abschnittsweise eine Steinfassung auf, auf der Hangseite ist eine solche als Stützmauer ausgebildet, wodurch das ehemalige Wiesengelände eine Terrassierung erfährt (Abb. 4). Diese Mauer mit ihrer Höhe von bis über 2 m ist streckenweise verstürzt, zum Teil auch erneuert. Hier wird besonders deutlich, daß eindeutige Datierungen der Wasseranlagen wohl nur schwer möglich sind. Verschiedene Bau, Ergänzungs-, Reparatur- und Erneuerungsphasen sind zu beobachten, die nicht zuletzt auch darauf schließen lassen, daß die Wässersysteme nicht nur kurze Zeit in Betrieb waren. Ein dritter Graben ist in Erde ausgeführt und noch gut erkennbar.

## 2. Stadt Neubulach, Gemarkung Martinsmoos

In Martinsmoos konnte Mitte des 19. Jahrhunderts ein Drittel der Wiesen gewässert werden. Etwa in dem Bereich, in dem die Gräben auf Gemarkung Neuweiler enden, setzt auf der Martinsmooser Teinachseite ein Wassergraben (Abb. 5 u. 6) ein, der sich in mehreren Abschnitten über mehr als 1200 m parallel zum Flößchen hinzieht. Der von der Teinach abgezweigte Lauf ist zum Teil stark gestört. Der Graben insgesamt ist in unterschiedlichen Techniken ausgeführt. So sind Teile in reinem Erdbau, Teile mit leichter Steinbefestigung und vor allem auch Abschnitte erkennbar, in denen der Lauf als Sandsteinbett ausgebildet ist. Teilweise sind große Sandsteinblöcke verwendet. Interessante Details sind hier breite Stege aus mächtigen Sandsteinplatten, die über den Graben führen. Der ehemalige Wiesenbereich ist seit Aufgabe des Wiesenbaus auch hier mit Wald bestanden.

## 3. Gemeinde Neuweiler, Gemarkung Breitenberg

Im Breitenberger Anteil am Teinachtal zweigte von einem heute verdolten Mühlkanal bei der Weikenmühle ein Wassergraben ab. Von ihm haben sich im Gelände nur wenige sichtbare Spuren bis heute erhalten. Schon bald nach der Mühle ging von der Teinach ein weiterer Graben (Abb. 7) ab. Seine hangseitige Fassung ist als weithin sichtbare Stütz- oder Terrassenmauer ausgebildet. Noch vor seinem Ende zweigte ein weiterer Graben vom Flößchen ab, dessen Beginn wie ein gleichfalls dort gestandener Heustadel abgegangen ist. Auch der unmittelbar folgende, wiederum von der Teinach abgehende Graben ist in seinem Oberlauf gestört.

Das von den Gräben durchzogene Gelände wird heute noch überwiegend als Wiese genutzt. Dies dürfte auf zwei Gründe zurückzuführen sein: Zum einen fällt das Gelände hier wesentlich flacher zur Teinach hin ab als



3 RESTE eines Wehrs im mittleren Bereich des oberen Grabens bei Neuweiler mit Schwelle und zwei Führungskörpern aus Sandstein.



4 MITTLERER GRABEN mit hangseitiger, erneuerter Stützmauer, z.T. verstürzt. Der ehem. Wasserlauf tritt durch den talseitig dammartig ausgebildeten Rand deutlich hervor.

5 WÄSSERGRABEN bei Martinsmoos, mittlerer Bereich vor der Quelle. Der hier in Erde ausgeführte Graben zeichnet sich im Bodenrelief noch sehr deutlich ab. Das ehem. Wiesengelände fällt relativ steil ab.



z. B. auf Gemarkung Neuweiler, ist also auch mit modernen Geräten und Fahrzeugen leichter zu bewirtschaften; zum anderen müssen die Talwiesen nicht umständlich von einem auf der Enz-Nagold-Platte gelegenen landwirtschaftlichen Betrieb aus angefahren werden.

Nach einem zwischen Glasmühle und Sägmühle angelegten Mühlkanal geht etwa 300 m nach letzterer ein Wässergraben von der Teinach ab, der bis kurz vor den Dachshof zieht. Er ist verhältnismäßig gut erhalten, im Anfangsbereich ist auf die Sandsteinfassung hinzuweisen. Ein über diesem gelegener kürzerer ehemaliger Wässergraben ist dagegen weit schlechter erhalten. Unterhalb des Dachshofes war im Bereich der Teinachbrücke etwa der Abzweig eines Grabens, dessen weiterer Verlauf entlang des Waldrands in Richtung Lautenbachhof auf etwa 200 m noch vorhanden ist.

In diesem Gebiet bestand offenbar eine Verbindung mit einem zweiten Gräbensystem, das im Lautenbachtal angelegt war, indem der zuletzt behandelte Graben anscheinend in einen heute nicht mehr vorhandenen Graben übergang, der etwa 300 m oberhalb im Lautenbachtal angesetzt hatte.

Das im Kollwanger Tal zunächst in westliche, dann nordwestliche Richtung fließende und dort noch als Angelbach bezeichnete Bächlein heißt nach Änderung der Fließrichtung nach Südwesten Lautenbach. Kurz vor dem Knick zweigt ein insgesamt sehr gut erhaltener Graben ab. Der an manchen Stellen gestörte Graben war offenbar durchgehend in Erdbau angelegt.

Etwas unterhalb des ersten geht ein zweiter Graben vom Lautenbach ab, der bis zur Kollwanger Sägmühle zunächst als Mühlkanal diente, dann als Wässergraben weiterläuft. Seine hangseitige Stützmauer bzw. Einfassung aus rotem Sandstein ist weitgehend erhalten, auch talseitig ist teilweise eine Steinfassung erkennbar. Wie auf der Flurkarte noch nachvollziehbar, vereinigte er sich später mit einem weiteren vom Lautenbach abgezweigten Graben, dessen Anfang ebensowenig erhalten ist wie der Zusammenfluß. Der nun überwiegend in Erdbau ausgeführte Graben an dem bemerkenswert steilen, bewaldeten Hang weist auf einer kurzen Di-

6 AM UNTERLAUF des Wässergrabens, vor dem Zufluß aus den Fuchslöchern, ist die Sandsteinfassung streckenweise noch erhalten.



stanz eine nur undeutlich erhaltene, niedrige hangseitige Stützmauer und im weiteren Verlauf noch auf einer längeren Strecke eine hangseitige Stützmauer auf.

Etwa auf halber Länge geht vom Lautenbach ein weiterer Kanal ab. In seinem letzten Bestand wäre er als Mühlkanal anzusprechen. Er weist ein betoniertes Bett auf, teilweise auch aus bearbeiteten Bruchsteinen hergestellt. In seinem unteren Teil ist er von einem Waldweg überformt, in seinem Verlauf in diesem Weg aber noch über weite Strecken in Form einer Rinne erhalten. Er könnte durchaus einen älteren Wässerkanal umgenutzt haben.

#### 4. Gemeinde Neuweiler, Gemarkung Oberkollwangen

Nach Angaben der Oberamtsbeschreibung konnten in der Mitte des 19. Jahrhunderts nahezu alle Wiesen auf der Gemarkung Oberkollwangen bewässert werden. Wohl auch weil die beim Ort gelegenen Wiesen heute noch als solche genutzt werden, während die Wässerung schon lange aufgegeben wurde, sind eindeutige Reste von Gräben, die einen funktionalen Zusammenhang aufweisen können, nicht mehr festzustellen.

#### 5. Stadt Neubulach, Gemarkung Oberhaugstett

Etwa ein Viertel der Oberhaugstetter Wiesen konnte um 1860 bewässert werden. Diese Angabe dürfte sich vor allem auf die im Teinachtal gelegenen Wiesen beziehen haben, wo entlang des unteren Steilhangtraufs gezogene Wässergräben heute noch über längere Distanzen im teilweise inzwischen bewaldeten Gelände gut verfolgbar sind. Schon bald nach der Weikenmühle setzt auf der anderen Seite des Fließchens ein Graben an, der wie die hier noch folgenden Gräben offenbar nur in Erdbau ausgeführt war, Steinbefestigungen konnten jedenfalls nicht festgestellt werden. Er ist heute noch etwa 500 m lang.

Etwa 150 m nach seinem Ende ist der nächste Graben (Abb. 8) von der Teinach abgeleitet. Noch vor der Glasmühle nimmt er einen hangabwärts fließenden, kleinen natürlichen Wasserlauf auf. Von der Glasmühle ab sind unterhalb parallel zu ihm die weniger gut erhaltenen Reste eines weiteren Grabens zu beobachten.

7 DER GRABEN von der Weikenmühle talwärts verläuft bei Breitenberg am Fuß der Terrassenmauer. Am oberen Rand der Wiese sind undeutlich noch die Reste eines weiteren Grabens zu erkennen.





8 DER EHEM. WÄSSERGRABEN bei Oberhaugstett zeichnet sich unterhalb der Glasmühle noch deutlich in den Wiesen ab. Er setzt sich im Hintergrund bei der Waldkante fort.



9 RECHTS DER TEINACH verlaufen bei Liebelsberg drei Gräben parallel übereinander; auf der Höhe des Dachshofes zieht sich der mittlere Graben unter dem Heustadel durch.

### 6. Stadt Neubulach, Gemarkung Liebelsberg

Die Oberamtsbeschreibung schreibt in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Liebelsberg: „Die im Allgemeinen zweimähdigen, teilweise dreimähdigen Wiesen, denen im Thal Wässerung zukommt, ertragen per Morgen 8–16 Centner Heu und 4–8 Centner Oehmd; die im Thal gelegenen Wässerungswiesen ertragen dagegen 25–30 Centner Heu und 12–15 Centner Oehmd, während die Bergwiesen in trockenen Jahrgängen beinahe gar kein Oehmd liefern.“

Die beiden Wassergräben, die rechts der Teinach von der Glasmühle nach Norden ziehen, finden ihre Fortsetzung auf Liebelsberger Gemarkung (Abb. 9 u. 10). Etwa 350 m nach der Grenze ist von der Teinach ein weiterer Graben abgezweigt, so daß nun am teils noch als Wiese genutzten Hang auf eine Länge von wiederum ca. 350 m drei Gräben parallel übereinander bis etwa auf Höhe des Dachshofes verlaufen. Sie sind in Erdbau ausgeführt und im ganzen unterschiedlich gut erhalten.

Gut 400 m vor dem Lautenbachhof wurde ein Graben von der Teinach abgeleitet, zunächst als Erdgraben ausgebildet, beim Lautenbachhof hat er in jüngerer Zeit ein Betonbett erhalten. Direkt beim Hof mündet in den Graben die Reutenbergklinge ein, von welcher knapp 100 m oberhalb früher ein kurzer Wassergraben abgezweigt war. Dieser kann im Gelände noch einigermaßen verfolgt werden, er berieselte das heute als Wildhege genutzte Wiesengelände.

Der nächste Wassergraben konnte erst ein größeres Stück flußabwärts festgestellt werden. Zwischen ihm und der Teinach konnten noch die allerdings sehr undeutlichen Reste eines ca. 150 m langen Grabens festgestellt werden. Hier könnte Grabeneinstau praktiziert worden sein.

Der eben angesprochene längere Graben wurde offenbar in jüngerer Zeit zur Teinach abgeleitet. Ursprünglich hatte er seine Fortsetzung anscheinend in einem etwa noch 600 m verfolgbaren Graben gefunden, der sich an der Unterseite eines Rains durch das Teinachtal windet.

Unterhalb von Bad Teinach sind noch zwei alte Gräben zu erkennen. Der eine führt über eine Strecke von etwa 200 m, der andere bei den Beilwiesen ist heute modern gefaßt und dient der Wasserzufuhr für die zwischen ihm und der Teinach angelegten Fischweiher.

### 7. Stadt Bad Teinach-Zavelstein, Gemarkung Schmieh

Ab der Kollwanger Sägmühle zieht sich am linken Talhang ein Graben auf eine Länge von mehr als 1000 m hin. Sein Abzweig bei der Sägmühle ist nicht erhalten, sonst ist er jedoch gut ausgeprägt und zum Teil am talseitigen Rand mit unbehauenen Sandsteinen verstärkt.

Nur etwa halb so lang ist der talabwärts ansetzende zweite Graben, der anfangs noch parallel zum ersten verläuft, dann aber allein weiterzieht. Zum Teil ist seine Steinfassung erhalten, die streckenweise aus einer 2 m hohen, aus mächtigen Steinblöcken aufgeschichteten hangseitigen Stützmauer besteht. Hier konnten auch noch ein Abzweig für einen Seiten- oder Verteilgraben, dessen genauer Verlauf wie auch die von ihm wohl ab-

10 BEI DER SÄGMÜHLE ist der mittlere Graben stark verwischt. Der Verlauf des oberen Grabens zeichnet sich entlang des Waldrandes deutlich ab.





11 ZUGESCHÜTTETER ABZWEIG eines Grabens bei Emberg, im Ansatz noch vorhanden. Die Teinach konnte hier gestaut werden, wie die Führungsnuten in den Sandsteinblöcken zeigen. Der Graben verlief im Bildhintergrund am Fuß des Rains.

gegangenen Rieselrinnen im Gelände nicht mehr nachvollzogen werden können, sowie die Reste eines Wehrs festgestellt werden. Das Wehr war im Gegensatz zu dem bei Neuweiler beschriebenen offenbar eine jüngere Konstruktion, zum Teil aus Eisen bestehend.

Aufmerksamkeit verdienen auch die zwischen den beiden Gräben vorhandenen Reste eines in den Hang gebauten Heustadels. Seine Grundmauern sind bis auf eine Höhe von ca. 1 m teilweise erhalten, die Ziegel- und Holzteile des Gebäudes sind im Innenraum zusammengestürzt. Hier wird besonders deutlich vor Augen geführt, daß Wässergräben und Heustadel als eng zusammengehörige Elemente einer agrarisch geprägten Kulturlandschaft nach Verlust ihrer Funktionen aufgegeben wurden und nunmehr dem Verfall preisgegeben sind.

#### 8. Stadt Bad Teinach-Zavelstein, Gemarkung Emberg

In Emberg muß sich die Beschreibung auf einen einzigen Graben beschränken, der heute noch gut 400 m mißt. Sein Zufluß von der Teinach, von dem aus er in beide Richtungen entlang der Talstraße verläuft, ist inzwischen zugeschüttet (Abb. 11). Aufmerksamkeit können hier die Reste eines Stauwehrs beanspruchen. Der ehemalige Graben ist zum Teil beidseitig mit Sandsteinen gefaßt, hangseitig auch hier zur Stützmauer ausgebildet.

#### 9. Stadt Bad Teinach-Zavelstein, Gemarkung Sommenhardt

Von den Sommenhardtter Wiesen konnten im 19. Jahrhundert etwa 30 Morgen bewässert werden. Ein ehemaliger Wässergraben im Teinachtal oberhalb der Jägermühle kann aus der Flurkarte noch erschlossen werden. Er wurde beim Bau der Kläranlage zerstört.

#### 10. Stadt Neubulach, Gemarkung Altbulach

Wahrscheinlich konnten auch im Altbulacher Anteil am Teinachtal ehemals Wiesen bewässert werden. Für die unteren Teinacher Talwiesen dürfte ein Wässergraben angelegt gewesen sein, der später in einen Mühlkanal für die auf Gemarkung Sommenhardt gelegene

Sägmühle umfunktioniert wurde. Auf der Flurkarte, die noch die Situation im 19. Jahrhundert wiedergibt, mündet der Graben anscheinend in die Teinach zurück. Heute überquert er das Flößchen mit einem Betonaquädukt (Abb. 12). Der Abzweig des Mühlgrabens von der Teinach kann mit Hilfe eines Stauwehrs noch reguliert werden. Am Oberlauf (Abb. 13) weist er eine Fassung aus Bruchsteinen auf, am Unterlauf aus Beton.

Dieser Kanal kann als Beispiel für eine mögliche Mehrfunktionalität der Wassergräben dienen, auf die auch schon bei der Beschreibung der Anlagen im Lautenbachtal hingewiesen wurde. Die gemeinschaftliche Nutzung von Wasser war natürlich nicht selten Anlaß für Streitigkeiten z. B. zwischen Müllern und Bauern, wie solche andernorts häufig für die frühe Neuzeit überliefert sind. Auseinandersetzungen sind aber nicht selten auch unter den Bauern entstanden, die an einem gemeinsamen Wässerungssystem teilhatten, sei es wegen der Wässerung selbst, sei es wegen der Instandhaltung von Gräben und Wehren. Nicht selten waren solche Streitigkeiten Ursache ihrer archivalischen Tradie-

12 UNTERLAUF des Mühlgrabens bei Altbulach. Am rechten Bildrand ist der Ansatz des Betonaquädukts über die Teinach sichtbar.





zung. An den Wässerungssystemen im Teinachtal jedoch scheint mir das genossenschaftliche Element weniger stark ausgebildet gewesen zu sein. Vielmehr lassen die Anlagen in ihrer Struktur auch einen individuellen Grundzug erkennen, so daß also im Einzelfall genauer zu differenzieren wäre. An diesem Punkt könnten weitere archivalische Nachforschungen ansetzen. Diese dürften auch zu einer Klärung der Frage nach den im Teinachtal ausgebildeten gemeinschaftlichen Regelungen und evtl. vorhandenen Wasserordnungen, wie sie uns andernorts z. B. in Weistümern seit dem ausgehenden Mittelalter tradiert sind, führen.

#### Resümee

Wiesenwässerung ist als ein landwirtschaftliches Verfahren vor allem der vorindustriellen Periode anzusehen, dessen einstige Bedeutung heute kaum mehr bewußt ist. Sie wurde nicht nur z. B. im Schwarzwald praktiziert, sondern in weiten Teilen Mitteleuropas – die ältesten Anlagen in Europa sind für das 10. Jahrhundert im Oberinntal nachgewiesen –, wobei sie sich nicht auf den Gebirgs- und Mittelgebirgsraum beschränkte. Wenn sich Reste solcher Systeme nur in bestimmten Gegenden bis auf unsere Tage erhalten haben, bzw. in erster Linie in bestimmten Regionen wie dem schweizerischen Wallis, Tirol, Siegerland, Odenwald und Bauland oder auch der nordbadischen Rheinebene gehäuft festzustellen sind, so kann für die anderen Gebiete keineswegs von vornherein ehemalige Wässerung ausgeschlossen werden.

Daß Forschungslücken unser Bild von der historischen Wiesenwässerung in hohem Maße beeinflussen dürften, zeigt sich auch im Untersuchungsbereich. Grundsätzlich ist zwar für den Schwarzwald diese Wiesenkulturpraxis bekannt. Die einschlägigen Untersuchungen beschreiben ein zusammenhängendes Gebiet vom Albtal bei Karlsruhe bis zum Markgräflerland und zum Hotzenwald, das im Westen teilweise bis zum Rhein ausgreift. Als seine östliche Grenze wird u. a. die Linie Oberkollwangen – Wart angegeben. Gerade an dieser Linie setzen jedoch erst die Wässergräben des Teinachtals nach Osten hin ein, die bisher in der Fachliteratur keine Beachtung fanden.

Insgesamt kann festgehalten werden, daß die Reste im Teinachtal einen sehr unterschiedlichen Erhaltungszustand aufweisen. Besonders bemerkenswert ist die Realisierungsbandbreite, die sich von einfachen Erdgräben über in Stein gefaßte bis hin zu Gräben mit meterhohen Stützmauern erstreckt. Über ihr jeweiliges Alter sind gesicherte Angaben nicht möglich, der heutige Bestand weist in der Regel auf ihre Entstehung im 18. und 19., zum Teil auch noch im frühen 20. Jahrhundert hin. Stimmt dies mit der archivalischen Überlieferung, die gerade noch in die frühe Neuzeit weist, überein, so können sie doch auf ältere Anlagen zurückgehen. Die unterschiedliche Ausführung der Gräben dürfte weniger als Charakteristikum der jeweiligen Errichtungszeit zu interpretieren sein, denn vielmehr als Ergebnis der je besonderen Geländesituation. Bezüglich der Gräben, die nach heutigem Augenschein reine Erdanlagen sind, wäre vielleicht vorab noch anzumerken, daß sie ursprünglich durchaus mit Holz befestigt sein konnten. Wegen der Vergänglichkeit dieses Werkstoffes ließe sich dies aber nur noch mit archäologischen Mitteln nachweisen.

Allgemein ist noch darauf hinzuweisen, daß es sich bei den erhaltenen Resten der Wässerungssysteme um bauliche Anlagen handelt, die zwischen der Denkmalpflege auf der einen und Naturschutz und Landschaftspflege auf der anderen Seite liegen. Von beiden Seiten werden sie in den Blick genommen, von Naturschutz und Landschaftspflege schon seit längerer Zeit und durchaus energisch, von Seiten der Denkmalpflege zur Zeit noch äußerst zaghaft. Die meist als anthropogene Klein- oder Geländeformen ausgebildeten Anlagen sollten in diesem Beitrag nur aus der Perspektive der Denkmalpflege betrachtet werden, d. h. jedoch nicht, daß ihre Bedeutung z. B. als Lebensraum für bestimmte Pflanzen und Tiere übersehen wird.

Ihre ursprüngliche Funktion erfüllen die Gräben an keiner Stelle mehr, an manchen Stellen könnte aber durch Pflege- und Rekonstruktionsmaßnahmen relativ schnell die alte Funktionsfähigkeit zurückgewonnen werden, in der Regel jedoch dürfte der Aufwand als größer einzuschätzen sein, vor allem bei den zahlreichen stark gestörten Gräben. Auch bedürften sie natürlich in der Zukunft regelmäßiger Pflege und Wartung.

Eine Wiederherstellung kann aus einer bestimmten Perspektive z. B. der Landschaftspflege und unter bestimmten Voraussetzungen durchaus sinnvoll und auch finanziell vertretbar erscheinen. Im Moosalbtal, einem Seitental zur Alb südlich von Karlsruhe, plant die Karlsruher Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege eine Reaktivierung der Wiesenbewässerung. Nach einer 1989 durchgeführten Untersuchung durch ein Fachbüro dürften sich die entstehenden Kosten auf ca. 77 000 DM belaufen. Die Folgekosten sind darin nicht enthalten.

Abgesehen davon, daß solche Maßnahmen natürlich auch als Zerstörung von nach Wegfall ständiger menschlicher Eingriffe gewachsenen Biotopen interpretiert werden können, dürfen wir bei solchen Bestrebungen und Gedanken, die natürlich einer heute in weiten Teilen der Bevölkerung erkennbaren Grundstimmung entgegenkommen, nicht übersehen, daß die Wässersysteme dann nur als Rekonstruktionen und museale Einrichtungen weiterleben würden – „ständig am Tropf“. Die Voraussetzungen, auf deren Grundlage diese Gräben angelegt wurden und über Jahrhunderte funktioniert haben, sind heute nicht mehr gegeben, die Strukturen der Landwirtschaft haben sich grundlegend geändert. Und trotzdem: Wässersysteme als museale Einrichtungen – wieso soll sich eine Gesellschaft wie die unsere bei diesen wahrlich nicht exorbitanten Kosten nicht auch so etwas leisten können?

#### Literatur:

- Bewässerung der Wiesen im Moosalbtal. Badische Neueste Nachrichten Nr. 18 vom 22. 1. 1991, S. 20.  
 O. Bickel, Wiesenbau und Wässerungswesen am Saalbach. Der Pfeiferturm 7, 1939; 105–116.  
 J. Bieland, Die Bewässerung des Gebietes von Lax. In: Ders., Volkskundliches aus dem Oberwallis. Ausgewählte Aufsätze zur Volkskunde. Schriften des Stockalper-Archivs in Brig 38, hrsgb. von L. Carlen (Brig 1985), 83–132.  
 H. Burkarth, Die Wässerwiesen – Das Ende einer alten Kulturform. Hohenzollerische Heimat 25, 1975, 2–3.  
 G. Endriß, Bewässerungsanlagen auf der Baar. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Saar 21, 1940, 217–222.  
 G. Endriß, Die Bewässerungsgenossenschaften im Schwarzwald und in den angrenzenden Gebieten. Geographischer Anzeiger 44, 1943, 337–344.  
 G. Endriß, Die künstliche Bewässerung im Schwarzwald und im Wallis. Petermanns geographische Mitteilungen 89, 1943, 220–227.  
 G. Endriß, Die künstliche Bewässerung im Schwarzwald und in der Oberrheinebene. Statistik in Baden 3, 1950, Heft 1, 34–58.  
 G. Endriß, Über die künstliche Bewässerung, besonders in Süddeutschland und der Schweiz. Raumforschung und Raumordnung 10, 1950, 196–199.  
 G. Endriß, Die künstliche Bewässerung des Schwarzwaldes und der angrenzenden Gebiete. Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br. 1952, 77–113.  
 G. Endriß, Die Hotzenwälder Wühren. Badische Heimat 33, 1953, 159–166.  
 H. Heimberger, Alte Wiesenwässerungsanlagen im Bauland und im Odenwald. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1 (Stuttgart 1973), 173–184.  
 L. D. Herbst, Stille Wasser gründen tief. Merk-würdig 3 (Ravensburg 1986).  
 L. D. Herbst, Brühle, Missen und Doggen. Zur Wässerungswirtschaft in Oberschwaben. Schwäbische Heimat 39, 1988, 204–212.  
 W. Krause, Über den Einfluß winterlicher Bewässerung auf Bergwiesen des Schwarzwaldes. Zeitschrift für Acker- und Pflanzenbau 97, 1954, 185–202.  
 W. Krause, Zur Kenntnis der Wiesenbewässerung im Schwarzwald. In: Festschrift für Hans Schwenkel zum 70. Geburtstag (Ludwigsburg 1956), 484–507.  
 W. Krause, Über die natürlichen Bedingungen der Grünlandberieselung in verschiedenen Landschaften Südbadens mit Ausblick auf den Wirtschaftserfolg. Zeitschrift für Acker- und Pflanzenbau 107, 1959, 245–274.  
 Fr. J. Mone, Ueber den Wiesenbau, im 15. und 16. Jahrh. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 3, 1852, 174–186. Neubulach – Heimatgeschichte (Wildbad 1977).  
 E. Rösch, Denkschrift über die künstliche Beregnung der nordbadischen Rheinebene (Karlsruhe 1950).  
 H. Schmutz, Die Wiesenwässerung, eine fast vergessene Bewirtschaftungsform. Blätter des Schwäbischen Alb-Vereins 84, 1978, 9–10.  
 W. Schneider, Bewässerung und Bereinigung der Rittmatten. Ein genossenschaftliches Kulturunternehmen. Erfahrungen technischer und wirtschaftlicher Natur (Karlsruhe 1911).  
 A. Schwabe-Braun, Die Heustadel-Wiesen im nordbadischen Murgtal. Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg 55/56, 1982, 167–237.  
 A. Wellendorff, Die Weidewirtschaft im Schwarzwald und Vorschläge zu ihrer Verbesserung. Schriften der Badischen Landwirtschaftskammer 14 (Karlsruhe 1930).

*Dr. Wolfgang Seidenspinner  
 LDA · Referat Inventarisierung  
 Durmersheimer Straße 55  
 7500 Karlsruhe*

## Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

#### Fotoaufnahmen stellen zur Verfügung:

H.-D. Ingenhoff, Tübingen, Titelbild;  
 LDA-Hemmenhofen 132, 135;  
 LDA-Karlsruhe 113–118, 124, 125,  
 136–143;  
 LDA-Stuttgart 120, 130, 131.

#### Die Zeichnungen lieferten:

Meister + Wittich, Stuttgart, 126–129;  
 LDA-Hemmenhofen 134;  
 LDA-Karlsruhe 138;  
 LDA-Stuttgart 121–123.

# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

## Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag  
*Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm*

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann  
München/Berlin 1978

*Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim*

Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab  
München/Berlin 1982

Adolf Schahl  
*Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises*  
München/Berlin 1983

## Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW

Konrad Theiss Verlag  
Heft 1  
Richard Strobel und Felicitas Buch  
*Ortsanalyse*  
Stuttgart 1986

Heft 2  
Ulrich Schnitzer  
*Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen*  
Stuttgart 1989

## Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984  
H. 1.1. Esslingen a. N. 1985  
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985  
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986  
H. 1.4. Leonberg 1986  
H. 1.5. Herrenberg 1986  
H. 1.6. Waiblingen 1987  
H. 1.7. Markgröningen 1987  
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988  
H. 4.1. Ravensburg 1988  
H. 4.2. Meersburg 1988  
H. 1.9. Schorndorf 1989  
H. 3.1. Rottweil 1989

## Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag  
Band 1–6 (vergr.)

## Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Band 1  
Günter P. Fehring  
*Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche*  
Stuttgart 1972

Band 2  
Antonin Hejna  
*Das „Schlößle“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts*  
Stuttgart 1974

Band 3  
Barbara Scholkmann  
*Sindelfingen/Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters*  
Stuttgart 1978

Band 4  
*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1977

Band 5  
Hans-Wilhelm Heine  
*Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee*  
Stuttgart 1979

Band 6  
*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1979

Band 7  
*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1981

Band 8  
*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1983

Band 9  
Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke  
*St. Remigius in Nagold*  
Tübingen 1986

## Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermiller, Stuttgart)

Band 1, 1974 Band 2, 1975  
Band 3, 1977 Band 4, 1979  
Band 5, 1980 Band 6, 1981  
Band 7, 1982 Band 8, 1983  
Band 9, 1984 Bd. 10, 1986  
Bd. 11, 1986 Bd. 12, 1987  
Bd. 13, 1988 Bd. 14, 1989

## Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Band 1, 1972  
Rolf Dehn  
*Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg*

Band 2, 1972  
Eduard M. Neuffer  
*Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)*

Band 3, 1972  
Teil 2: Alix Irene Beyer  
*Die Tierknochenfunde*

Band 4, 1973  
Teil 1: Gustav Riek  
*Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)*

Teil 2:  
Joachim Boessneck  
Angela von den Driesch  
*Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle*

Band 5, 1973  
Hans Klumbach  
*Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)*

Band 6, 1975  
Dieter Planck  
*Aræ Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil*

Band 7, 1976  
Hermann Friedrich Müller  
*Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)*

Band 8, 1977  
Jens Lüning  
Hartwig Zürn  
*Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg*

Band 9, 1977  
Klemens Scheck  
*Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960*

Band 10, 1978  
Peter Paulsen  
Helga Schach-Döriges  
*Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)*

Band 11, 1981  
Wolfgang Czysz u. a.  
*Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal*

Band 12, 1982  
Ursula Koch  
*Die fränkischen Gräberfelder von Bergen und Berghausen in Nordbaden*

Band 13, 1982  
Mostefa Kokabi  
*Aræ Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil*

Band 14, 1983  
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck  
*Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim*

Band 15, 1983  
Christiane Neuffer-Müller  
*Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)*

Band 16, 1983  
Eberhard Wagner  
*Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)*

Band 17, 1984  
Joachim Hahn  
*Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim*

Band 18, 1986  
Margot Klee  
*Aræ Flaviae III Der Nordvicus von Aræ Flaviae*

Band 19, 1985  
Udelgard Körber-Grohne  
Hansjörg Küster  
*Hochdorf I*

Band 20, 1986  
*Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983*

Band 21, 1987  
Alexandra von Schnurbein  
*Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)*

Band 22, 1986  
Gerhard Fingerlin  
*Dangstetten I*

Band 23, 1987  
Claus Joachim Kind  
*Das Felsställe*

Band 24, 1987  
Jörg Biel  
*Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern*

Band 25, 1987  
Hartwig Zürn  
*Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern*

Band 26, 1988  
Joachim Hahn  
*Die Geißenklosterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I*

Band 27, 1988  
Erwin Keefer  
*Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung*

Band 28, 1988  
*Aræ Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber*

Band 29, 1988  
Joachim Wahl  
Mostefa Kokabi  
*Das römische Gräberfeld von Stettfeld I*

Band 30, 1988  
Wolfgang Kimmig  
*Das Kleinaspergle*

Band 31, 1988  
*Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne*

Band 32, 1988  
Rüdiger Krause  
*Grabfunde von Singen am Hohentwiel I*

Band 33, 1989  
Rudolf ABkamp  
*Das südliche Oberrheintal in frühromischer Zeit*

Band 34, 1989  
Claus-Joachim Kind  
*Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung*

## Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1982 Heft 8, 1986  
Heft 3, 1985 Heft 9, 1987  
Heft 4, 1984 Heft 10, 1987  
Heft 5, 1985 Heft 11, 1988  
Heft 6, 1985 Heft 12, 1988  
Heft 7, 1985

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

*Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.*

*Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).*

*Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.*

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste  
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

#### Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Stuttgart)

#### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Mörikestraße 12  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-27 34

#### Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon (077 35) 3001  
Telefax (077 35) 16 50

#### Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Durmshheimer Straße 55  
7500 Karlsruhe 21  
Telefon (07 21) 50 08-0  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Amalienstraße 36  
7500 Karlsruhe 1  
Telefon (07 21) 1 35-53 00  
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters  
Durmshheimer Straße 55  
7500 Karlsruhe 21  
Telefon (07 21) 50 08-2 05  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

#### Außenstelle Freiburg

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 20 50  
Telefax (07 61) 2 05-27 55

Marienstraße 10a  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 05-27 81  
Telefax (07 61) 2 05-27 91

#### Außenstelle Tübingen

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Tübingen)

Gartenstraße 79  
7400 Tübingen  
Telefon (07 071) 2 00-1  
Telefax (07 071) 2 00-26 00

Schloß, Fünfeckturm  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 2 00-26 07  
Telefax (07 071) 2 00-26 08

Archäologie des Mittelalters  
Hagellocher Weg 71  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 4 11 21  
Telefax (07 071) 4 11 23